

# Mitteilungen

INSTITUT  
FÜR  
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE  
DER  
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 15, Mai 2005

Herausgegeben vom  
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE  
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Geschäftsführender Direktor)  
Prof. Dr. Johannes Burkhardt (Direktor)  
Prof. Dr. Thomas M. Scheerer (Direktor)  
Prof. Dr. Theo Stammen (Direktor)  
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)  
Redaktion: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber und Dr. Anke Sczesny  
e-mail: wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de  
anke.sczesny@iek.uni-augsburg.de

Anschrift der Redaktion:  
Sekretariat  
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg  
Tel.: (0821) 598-5840, Fax: (0821) 598-5850  
e-mail: sekretariat@iek.uni-augsburg.de

Satz: Alexander Coursow  
e-mail: publikationen@iek.uni-augsburg.de

Umschlagabbildung: „Ware Abcontrafectung...“, Augsburg 1589, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Graphische Sammlung, HB 2837, Kapsel 1373.

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.  
ISSN 1437 – 2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von € 2,- über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden.

<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/>

# Mitteilungen

Heft Nr. 15, Mai 2005

## *Inhalt*

---

- **Editorial** 5
  
- **Aufsätze**
  - Gregor Weber*  
Troia, Homer, Schliemann und die Konstruktion eines europäischen Mythos 7
  - Michael Albrecht*  
Jakob Brucker und die Eklektik 31
  - David Lederer*  
"Wieder ein Faß aus Augsburg..." Suizid in der frühneuzeitlichen  
Lechmetropole 47
  
- **Miszellen**
  - Manfred Keßler*  
Jakob Brucker als Philologe und Übersetzer 73
  - Stefanie Stockhorst*  
Die Schaubühne als ökonomische Anstalt betrachtet 80
  - Udo Roth*  
Animalcula litteraria. Mikroorganismen in der Literatur der Aufklärung 84
  
- **Aktuelle Forschung**
  - Tagungsankündigungen**  
Traum und Politik. Deutung sozialer Wirklichkeiten im Europa des Barock 96

|  |     |
|--|-----|
| Friedensschlüsse. Medien im Umfeld der Konfliktbewältigung im Mittelalter und der Frühen Neuzeit mit einem Ausblick auf die Gegenwart  | 98  |
| <b>Buchrezension</b>   |     |
| Oliver Hochadel: Öffentliche Wissenschaft. Elektrizität in der deutschen Aufklärung  | 100 |
| <b>Neuerscheinung</b>  |     |
| Dietmar Schiersner: Politik, Konfession und Kommunikation. Studien zur katholischen Konfessionalisierung der Markgrafschaft Burgau 1550-1650   | 104 |
| <b>■ Rückblick</b>   |     |
| <b>Colloquium Augustanum</b>   |     |
| Prof. Dr. Peter Burke: Language purification in early modern Europe  | 105 |
| Prof. Dr. Elisabeth Décultot: Zur Genealogie der Kunstgeschichte im 18. Jahrhundert. Untersuchungen zu Winckelmanns Exzerptheften  | 105 |
| Prof. Dr. Achim Aurnhammer: Die Katze des Petrarca   | 106 |
| <b>Forschungsveranstaltungen</b>   |     |
| Dr. Peter Rauscher/ Dr. Barbara Staudinger: Juden zwischen Kaiser, Landesfürst und lokaler Herrschaft. Gemeinsamkeiten und Differenzen jüdischen Lebens im Süden des Alten Reiches im Spätmittelalter und Früher Neuzeit | 107 |
| <b>■ Graduiertenkolleg Wissensfelder der Neuzeit</b>   |     |
| Stipendiatinnen und Stipendiaten   | 118 |
| Promotions- und Forschungsprojekte   | 120 |
| <b>■ Anschriften der Autorinnen und Autoren</b>  |     |
|  | 136 |

## Editorial

Mit diesem Heft ist unsere Zeitschrift zumindest quantitativ erneut ein gutes Stück gewachsen. Auch hinsichtlich der Themen lässt sich klar eine neuerliche Horizonterweiterung feststellen. Telefonische, elektronische und mündliche Fragen nach Beiträgen früherer Hefte, Aufnahme eigener Artikel u. ä. nicht zuletzt aus dem Ausland zeigen, dass wir auf gutem Wege sind. Ähnliches gilt für das am Institut angesiedelte Graduiertenkolleg, dessen Finanzierung wir dem Freistaat Bayern und der Deutschen Forschungsgemeinschaft verdanken. Die Nachfrage nach unseren Absolventen seitens bedeutender wissenschaftlicher Institutionen hat, wie jüngste Beispiele zeigen, zugenommen, beziehungsweise die Berufsaussichten der bei uns Promovierten sind offenkundig in merklicher Verbesserung begriffen. Beides ist äußerst erfreulich und bestätigt die Arbeit, die am Institut und im Umkreis des Instituts maßgeblich vom Kreis der aktiven Mitglieder und Träger geleistet wird.

Dennoch müssen in diesen Frühsommer auch unerfüllte Notwendigkeiten und sogar Rückschläge beklagt werden, die ich dem geschätzten Leser nicht vorenthalten darf. Die entscheidende Mitarbeiterstelle an dem einzigen Zentralinstitut unserer Universität, das nach Einschätzung vieler interner und externer Beobachter und am Kriterium der erfolgreichen Einwerbung eines hoch dotierten Graduiertenkollegs gemessen am besten funktioniert, konnte wieder nicht etatisiert werden, obwohl schon seit Jahren sogar eine ministerielle Anweisung dazu vorliegt. Die Erstellung der Institutspublikationen ist aus Mittelknappheit gehemmt oder gar gefährdet – wir können mögliche, unsere Positionierung im internationalen wissenschaftlichen Diskurs erhärtende Publikationen tendenziell nicht mehr bewältigen oder müssen sie ungebührlich lange hinausschieben. Es bedrückt mich als Geschäftsführender Direktor des Instituts auch persönlich – wenn ich das so offen formulieren darf – , dass zunehmend Leistungen auf eigentlich noch nicht dafür ausgebildete Helfer überwältigt oder zusätzlich aufgedrängt werden müssen. Die Musikwissenschaft, eine der Stützen der Institutsarbeit, ist nunmehr offenbar definitiv dazu verdammt, aus der Universität zu verschwinden; der Reformvorschlag eines prominenten Freundes der Universität hat sich nach langen Jahren durchgesetzt. Die Berücksichtigung, ja Wahrnehmung des Instituts in der gegenwärtigen Auseinandersetzung um universitäre Reform und Neustrukturierung lässt jedenfalls aus der Perspektive seiner Vertreter noch deutlich zu wünschen übrig. Es ist fatal, dass zum Beispiel bei der Planung künftiger bayerischer Kompetenzzentren unübersehbar nicht nur wissenschaftliche Qualitätsstandards, sondern auch in ähnlicher Gewichtung generelle universitätspolitische Zielfeststellungen zum Tragen kommen (müssen). Von ihrem Potenzial und ihrer erwiesenen Leis-

tungsfähigkeit her könnten die Augsburger Geistes- bzw. Kulturwissenschaften einen Kompetenzschwerpunkt Europäische Kulturgeschichte sehr respektabel, in internationaler Güte, schultern. Er wäre fachwissenschaftlich tragfähiger und würde dank seines hochkompetitiven Umfelds stärker zu Spitzenleistungen anreizen als die Gegenentwürfe – die Nachfrage nach den von ihm abgedeckten Themen ist groß, wie sich an den Bewerberzahlen für den gleichnamigen Studiengang ablesen lässt!

Ich sehe, dass dieses Editorial unversehens viel universitätspolitischer geworden ist als seine Vorgänger, und bitte um Nachsicht dafür.

Aus einem noch nicht gerade sommerlich lichtdurchfluteten, aber die kommende Wärme immerhin ahnen lassenden Arbeitszimmer grüßt Sie herzlich

Ihr  
*Wolfgang E. J. Weber*

## Troia, Homer, Schliemann und die Konstruktion eines europäischen Mythos\*

Karl Heinemeyer  
zum 7. Mai 2005

*Gregor Weber*

### 1. Einführung

Troia, der Siedlungsplatz an den Dardanellen, von den Griechen auch Ilios genannt und heute in der Türkei gelegen, hat immer fasziniert, in der Antike wie in der Moderne – die gewaltigen Mauern, die Abfolge von zehn Schichten, Zeugen einer 4800 Jahre anhaltenden Besiedlung.<sup>1</sup> Dann das Epos ‚Ilios‘, verfasst von Homer, das eine Episode aus dem Troianischen Krieg erzählt.<sup>2</sup> Schließlich seit 1868 die Grabungen des deutschen Selbmademan und Hobbyarchäologen Heinrich Schliemann, der nicht nur den berühmten ‚Schatz des Priamos‘ fand, sondern auch – angeblich mit der ‚Ilios‘ in der Hand – die konkrete Verbindung zwischen Ruinen und Text herstellte und damit das Ereignis ‚Troianischer Krieg‘ historisierte.<sup>3</sup> In dem Maße, wie sich die Zahl derjenigen, die Homers Text im griechischen Original zu lesen vermögen, weiter verringert, nimmt die Zahl der Touristen

\* Der vorliegende Beitrag wurde am 3. November 2004 als Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung der Augsburger Historiker „Sieben Tage, die Europas Geschichte prägen“ gehalten sowie um Belege und Verweise ergänzt, die es ermöglichen sollen, verschiedene Stränge der komplexen und nicht erschöpfend behandelten Thematik weiter zu verfolgen. Für die kritische Lektüre danke ich Steffen Diefenbach, für die Korrektur Robert Eberlein.

<sup>1</sup> Dazu Manfred Korfmann, Dietrich Mannsperger: Troia. Ein historischer Überblick und Rundgang, Stuttgart 1998; Dieter Hertel: Troia. Archäologie, Geschichte, Mythos, München 2001; Joachim Latacz: Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels, München, Berlin 2001. Dagegen suggerieren Birgit Brandau, Hartmut Schickert, Peter Jablonka, Troia. Wie es wirklich aussah, München, Zürich 2004, dem Leser ein ‚perfekt‘ rekonstruiertes Troia und ignorieren völlig jeglichen stichhaltigen Einwand.

<sup>2</sup> Vgl. zuletzt Joachim Latacz: Homer. Der erste Dichter des Abendlands, Düsseldorf 2003; Robert Fowler (Hg.): The Cambridge Companion to Homer, Cambridge 2004.

<sup>3</sup> David A. Traill: Schliemann of Troy. Treasure and Deceit, New York 1995; Justus Cobet: Heinrich Schliemann. Archäologe und Abenteurer, München 1997; Susan Heuck Allen: Finding the Walls of Troy. Frank Calvert and Heinrich Schliemann at Hisarlik, Berkeley, Los Angeles, London 1998.

zu, welche die zum Nationalpark und Weltkulturerbe ausgerufene Region sowie die Ausgrabungen Troias besuchen – inzwischen sind es jährlich eine halbe Million.<sup>4</sup> Außerdem belegen Troia-Opern, Theaterstücke über einzelne Helden und auch der Troia-Film mit Brad Pitt als Achill in der Hauptrolle, dass Ort und Stoff immer noch großes Interesse hervorrufen.<sup>5</sup> „Troia. Traum und Wirklichkeit“: So lautet der Titel einer bedeutenden Ausstellung, die in den Jahren 2001 und 2002 an drei Orten in Deutschland – Stuttgart, Braunschweig und Bonn – gezeigt wurde.<sup>6</sup> Es verwundert nicht, dass diese Ausstellung, die vom derzeitigen Ausgräber Manfred Korfmann und seinem international zusammengesetzten Team initiiert wurde, von fast 900.000 Besuchern gesehen wurde.<sup>7</sup> Sie erhielt auch deshalb so regen Zulauf, weil sich an ihr ein heftiger Streit zwischen Wissenschaftlern verschiedener Fächer um die Präsentation und Interpretation der Befunde entzündet hatte – ein Streit, der in den deutschen Medien so präsent war wie kaum ein anderes akademisch-bildungsbürgerliches Ereignis der letzten Jahre.<sup>8</sup> Dabei hat man nicht nur darum gestritten, ob es den Troianischen Krieg gegeben hat, Homers Epos also auf ein historisches Ereignis zurückgeht, sondern vor allem darum, welche Größe und Bedeutung Troia im 2. Jahrtausend v. Chr. hatte: Die Ausgräber sprachen von einer Stadt mit 10.000 Einwohnern, von einem Zentrum bronzezeitlicher Hanse und einer Drehscheibe des Handels oder von einem Vasallenstaat des Hethiterreiches – andere haben die Deutungen angezweifelt, so dass sich eine intensive Diskussion, auch über Methodenfragen, entwickelt hat.<sup>9</sup>

<sup>4</sup> Rüstem Aslan: Der letzte Kampf um Troia. Der Historische Nationalpark, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.): Troia. Traum und Wirklichkeit. Begleitband zur Ausstellung, Darmstadt 2001, S. 462-463.

<sup>5</sup> Dazu vgl. Gerd Biegel: Troia ist überall. Der wirkungsmächtigste Mythos und seine Rezeption der abendländischen Kulturgeschichte im 20. Jahrhundert in Theater, Literatur und Kunst, in: Hans-Joachim Behr, Gerd Biegel, Helmut Castritius (Hg.), Troia – Traum und Wirklichkeit. Ein Mythos in Geschichte und Rezeption, Braunschweig 2003, S. 68-85; Heinz Hofmann (Hg.): Troia. Von Homer bis heute, Tübingen 2004.

<sup>6</sup> Vgl. <http://www.uni-tuebingen.de/troia/deu/ausstellung.html>.

<sup>7</sup> Die Homepage des Tübinger Troia-Projekts spricht von 850.000 Besuchern, der Pressedienst der Bundeskunsthalle Bonn „von insgesamt (alle Stationen eingerechnet) etwas weniger als 900.000 Besuchern. Die Million ist also leider nicht erreicht worden“ (schriftl. Auskunft vom 20. Juni 2002).

<sup>8</sup> Vgl. dazu Gregor Weber: Neue Kämpfe um Troia. Genese, Entwicklung und Hintergründe einer Kontroverse, erscheint in: *Klio* 88/1, 2006.

<sup>9</sup> Auf die inhaltlichen Aspekte der Kontroverse kann hier nicht eingegangen werden, vgl. dazu Justus Cobet, Hans-Joachim Gehrke: Warum um Troia immer wieder streiten?, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 53 (2002), S. 290-325, bes. S. 305ff; Christoph Ulf (Hg.): Der neue Streit um Troia. Eine Bilanz, München 2003. Zuletzt Frank Kolb: Troy VI. A Trading Center and Commercial City?, in: *American Journal of Archaeology* 108 (2004), S. 577-614; Peter Jablonka, C. Brain Rose: Late Bronze Age Troy: Response to Frank Kolb, ebd. S. 615-630.

Nun könnte man dies als akademische Spitzfindigkeiten abtun und dem weiteren Austausch der Argumente gelassen entgegen sehen. Doch verlangt die ungewöhnliche Reaktion und die Öffentlichkeitswirkung nach einer Erklärung. Ein erster Anhaltspunkt lässt sich gewinnen, wenn man den aufwendig gestalteten Katalogband zur Ausstellung betrachtet. Da die Ausstellung unter der Schirmherrschaft des damaligen Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland, Johannes Rau, und des Staatpräsidenten der Republik Türkei, Ahmet Necdet Sezer, stand, haben beide Präsidenten Grußworte beigesteuert. Beide gaben eine knappe Umschreibung und Würdigung der Thematik aus der Sicht der Politik. Zuerst Auszüge aus dem Text von Johannes Rau:

*Es war ein Deutscher, Heinrich Schliemann, der seinen Lebenstraum von Troia in die Tat umsetzte und damit die Träume vieler Menschen Wirklichkeit werden ließ. Seine Ausgrabungen verwandelten Troia von einem mythischen in einen historischen Ort. Generationen von Deutschen haben seitdem neben den antiken Sagen auch den Ausgrabungsbericht Schliemanns verschlungen. Man kann wohl sagen, dass Troia für viele Deutsche damit zu einem der wichtigsten Orte der Antike geworden ist. Troia ist auf diese Weise auch in die deutsche Kultur eingegangen, und es verbindet unsere beiden Länder auch heute noch. Was vor 5000 Jahren galt, gilt noch immer: Die europäische Kultur endet nicht am Bosphorus. Europäische Kultur ist immer eine Kultur der Vielfalt gewesen. Zum kulturellen Erbe Europas gehört gewiss die hellenische Kultur der Antike. Dazu gehört auch die Kultur des christlich-weströmischen Kaiserreiches. Dazu gehört aber auch, das haben wir allzu lange vergessen, die Kultur des christlich-orthodoxen byzantinischen Reiches. Auch die christlich-slawische, die arabisch-islamische und die osmanische Kultur haben Europa geprägt und tun das noch heute.<sup>10</sup>*

Nun Ahmet Necdet Sezer:

*Als Brücke zwischen Asien und Europa hat die Türkei im Lauf der Geschichte vielen Zivilisationen als Stätte ihrer Verwirklichung gedient und unterschiedliche Kulturen beherbergt. Gleichzeitig war sie Bindeglied zwischen den einzelnen Zivilisationen. Sich dieser besonderen Funktion bewusst, betrachtet die Türkei alle diese Kulturen als ein gemeinsames Welterbe.[...] Ich bin davon überzeugt, dass der deutschen Öffentlichkeit mit Hilfe der Ausstellung [...] nahe gebracht werden kann, dass sich die stärksten Wurzeln der europäischen*

<sup>10</sup> Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. VI.

*Kultur in Anatolien befinden, die bis in unsere Zeit hinein die zeitgenössische europäische Kunst beeinflussen.*<sup>11</sup>

Dass die letztgenannte Sichtweise derzeit offiziell in der Türkei akzeptiert ist und auf eine politische Instrumentalisierung hinausläuft, wird auch bei den Vorwürfen deutlich, welche die türkische Antikenverwaltung gegenüber dem schärfsten Kritiker Korfmanns, dem Tübinger Althistoriker Frank Kolb, erhoben hat: Kolb habe darauf bestanden, dass die stärksten Wurzeln der europäischen Zivilisation nicht in Anatolien, sondern in Griechenland lägen. Dies ist jedoch gar nicht behauptet worden, abgesehen davon, dass die Rede von *den* Wurzeln Europas in geographischer Fixierung kaum Sinn macht.<sup>12</sup>

Schon beim ersten Lesen der Texte beider Präsidenten, die man im Detail analysieren könnte, drängen sich zentrale Fragen auf: Was ist europäische Kultur? Wo liegen deren Wurzeln? Wieso sollen diese in Anatolien liegen und was hat es mit der Brückenfunktion der Türkei auf sich? Vor allem: Wie ist der Gegensatz Europa – Asien zu verstehen, den der türkische Staatspräsident aufnimmt und mit dem er ‚Troia‘ kontextualisiert? Hier sind wir mitten im Thema Europa und bei einem antiken Ort, einem antiken Text und einem antiken Ereignis, welche gerne für die Frage nach der Identität und Alterität in Anspruch genommen werden. Hieraus wird auch nachvollziehbar, warum die Diskussion über die Ausstellung, über Homer und Troia so heftig verlaufen ist:<sup>13</sup> Denn derlei Differenzen, auf einen *anderen* Ausgrabungsort bezogen, hätten nicht annähernd ein derart breites Interesse hervorgerufen.

Von einem Althistoriker wäre eher zu erwarten, dass er über den Mythos von der phönizischen Königstochter Europe spricht, die von Zeus in Gestalt eines Stieres nach Kreta entführt wurde, dem Göttervater dort zwei oder drei Söhne gebar und in einem komplexen Rezeptionsprozess als Sinnbild für das historische Europa fungiert.<sup>14</sup> Darum wird es *auch* gehen, aber von der Europe des Mythos führt kein Weg nach Europa!<sup>15</sup> Demgegenüber ist die Troia-Thematik älter und

<sup>11</sup> Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. VII.

<sup>12</sup> Vgl. [http://www.uni-tuebingen.de/kolb-alte-geschichte/troia/ag\\_aktuelltroia1.htm](http://www.uni-tuebingen.de/kolb-alte-geschichte/troia/ag_aktuelltroia1.htm) und [http://www.uni-tuebingen.de/kolb-alte-geschichte/troia/ag\\_aktuelltroia2.htm](http://www.uni-tuebingen.de/kolb-alte-geschichte/troia/ag_aktuelltroia2.htm).

<sup>13</sup> Erklärungsversuche, besonders in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht, auch bei Johannes Haubold: Wars of Wissenschaft. The new quest für Troy, International Journal for the Classical Tradition 8/4 (2002) [2003], S. 564-579.

<sup>14</sup> Vgl. Justus Cobet: Europa und Asien – Griechen und Barbaren – Osten und Westen. Zur Begründung Europas aus der Antike, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (1996), S. 405-419; Wolfgang Schmale: Geschichte Europas, Wien u.a. 2001, S. 25ff.

<sup>15</sup> Zu den sprachlichen Wurzeln des Begriffs Europa vgl. Erdmann, Europa (Anm. 53), Sp. 1059; Klaus Martin Girardet: Die Alte Geschichte der Europäer und das Europa der Zu-

spannender: Man kann an ihr – darin besteht das Anliegen dieses Beitrags – aufzeigen, in welchem Ausmaß unser Nachdenken und Sprechen von Europa auf Konventionen und Konstrukten beruht. Diese Konstrukte sind in ihrem Kontext legitim, aber man sollte sie kennen und durchschauen. Deshalb wird im Folgenden die Konstruktion des Mythos ‚Troia‘ genauer betrachtet und dabei deutlich gemacht, warum er für Europa folgenreich war und wie er jetzt sogar für den Antisemitismus in der Türkei beansprucht werden kann. Dabei zeigt sich, dass kein deutsches Sonderproblem vorliegt, sondern dass wir solchen Konstruktionen *überall* begegnen, gerade im ‚mythenarmen‘ Europa mit seinen Nationalismen. Die im Titel des Vortrags genannten Begriffe werden nacheinander behandelt, also ‚Troia‘, ‚Homer‘ und ‚Schliemann‘. Dazu sind Zwischenschritte einzufügen, die Grundzüge der Materie vermitteln sollen, da man die Problemfelder verstehen muss, die sich mit jedem einzelnen dieser Begriffe verbinden.

## 2. Troia und die archäologischen Befunde in der späten Bronzezeit

Troia liegt im nordwestlichen Kleinasien, in der Landschaft Troas, gegenüber der Halbinsel Chersonnes. Troas und Chersonnes sind durch die Dardanellen getrennt.<sup>16</sup> In der Bronzezeit, um die es hier geht, reichte das Meer weiter ins Land hinein. Der Stadthügel liegt auf dem Ausläufer eines Kalksteinplateaus mit den Abmessungen von 200 auf 100 Meter. Es finden sich dort zehn Siedlungsperioden übereinander. Allerdings muss man betonen, dass es keinen direkten Beleg dafür gibt, dass genau dort das antike Troia lag – sagen können wir dies nur für die Nachfolgesiedlung Ilion oder Ilios.<sup>17</sup>

Für uns sind die Siedlungen Troia VI und VIIa wichtig, also die Zeit von 1700 bis 1300 und von 1300 bis 1200/1150 vor Christus. Aus Troia VI stammen monumentale Mauerbauten auf der Burg, bis zu 7 Metern hoch, mit Bastionen und Türmen, ebenfalls aus Troia VII. Es gab große Häuser, zweistöckig und aus

---

kunft, Traditionen – Werte – Perspektiven am Beginn des 3. Jahrtausends, Saarbrücken 2001, S. 8 mit Anm. 26.

<sup>16</sup> Für das Folgende vgl. Dietrich Mannsperger, Manfred Korfmann: Art. Troia I. Geschichte, II. Archäologie, in: Der Neue Pauly 12/1 (2002), Sp. 852-862, außerdem die in Anm. 1 genannten Monographien sowie den in Anm. 4 zitierten Ausstellungskatalog.

<sup>17</sup> Zur Gleichsetzung von ‚Ilion/Ilios‘ mit dem in hethitischen Texten bezeugten ‚Wilusa‘ vgl. Peter Högemann: Der Untergang Troias im Lichte des hethitischen Machtzerfalls, in: Helmut Altrichter, Helmut Neuhaus (Hg.): Das Ende von Großreichen, Erlangen, Jena 1996, S. 9-38, bes. S. 17f.; Peter W. Haider: Troia zwischen Hethitern, Mykenern und Mysern – besitzt der Troianische Krieg einen historischen Hintergrund?, in: Hannes D. Galter (Hg.): Troia. Mythen und Archäologie (Grazer Morgenländische Studien 4), Graz 1997, S. 97-140; Susanne Heinhold-Krahmer: Zur Gleichsetzung der Namen Ilios-Wilusa und Troia-Taruisa, in: Ulf (Hg.), Streit (Anm. 9), S. 146-168.

Lehmziegeln errichtet; einige lassen sich als Teile eines Palastes einigermaßen sicher identifizieren, jedoch kann man keine Funktionsbauten wie Magazine, Tempel und Archive nachweisen. Wie andere Städte dieser Zeit besaß auch Troia eine Unterstadt, deren Bestimmung für die Einschätzung von Größe und Bedeutung der Stadt als wichtig angesehen wird. Bislang war es nicht möglich, Hausgrundrisse, Bebauungsdichte und Straßenverlauf zu ermitteln, da ein Detailplan aufgrund von Überbauung und Bodenerosion nicht erstellt werden konnte. Da auch der Mauerverlauf und weitere Befestigungsanlagen nicht geklärt sind, ergeben sich keine verlässlichen Angaben über die Zahl der Einwohner.<sup>18</sup> Die zahlreichen Funde, auch von wertvollen Gegenständen, lassen ein Profil der Region erkennen, ebenso Kontakte – welcher Art auch immer – nach Griechenland und zur Ägäis sowie nach Anatolien und in das Schwarzmeergebiet.<sup>19</sup>

Warum sind nun die genannten Schichten Troia VI und VIIa wichtig? Deshalb, weil kurz nach 1200 die große Zeit Troias aufgrund massiver Zerstörungen endgültig vorbei war, letztlich ein kultureller Bruch vorliegt, und weil es bereits um 1300 erhebliche Zerstörungen gab, von denen sich die Siedlung aber wieder erholen konnte. Diese beiden Zerstörungen kämen in Frage, wenn man den Troianischen Krieg für historisch hält. Allerdings lässt sich hinsichtlich der Zerstörungen nicht eindeutig bestimmen, ob Troia VI und VIIa durch Erdbeben oder durch Brand (und Erdbeben) zerstört wurden.<sup>20</sup> Schriftliche Zeugnisse aus dieser Zeit fehlen.

Dies führt zu der Frage, wie es um diese Zeit, also zwischen 1400 bis 1200, in Griechenland aussah. Dort findet man eine weitgehend einheitliche Palastkultur vor, die mykenische Kultur – benannt nach einem ihrer wichtigsten Orte, unter denen auch noch Theben und Athen zu nennen sind.<sup>21</sup> Aufgrund der gewaltigen Ruinen und der archäologischen Funde können wir uns eine Vorstellung davon

<sup>18</sup> Korfmanns Angaben schwanken zwischen 7.000 und 5.-10.000 Einwohnern, für Kolb hingegen ergibt die Fläche der potentiellen Unterstadt einen Wert von maximal 1.-3.000 Einwohnern.

<sup>19</sup> Die Positionen bei Manfred Korfmann: Troia als Drehscheibe des Handels im 2. und 3. vorchristlichen Jahrtausend. Erkenntnisse zur Troianischen Hochkultur und zur Maritimen Troia-Kultur, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. 355-368; Frank Kolb: Ein neuer Troia-Mythos? Traum und Wirklichkeit auf dem Grabhügel von Hisarlik, in: Behr/Biegel/Castritius (Hg.), Troia (Anm. 5), S. 8-39, bes. S. 21-30. Vgl. bes. Bernhard Hänsel: Troia im Tausch- und Handelsverkehr der Ägäis oder Troia ein Handelsplatz?, in: Ulf (Hg.), Streit (Anm. 9), S. 105-118.

<sup>20</sup> Justus Cobet: Vom Text zur Ruine. Die Geschichte der Troia-Diskussion, in: Ulf (Hg.), Streit (Anm. 9), S. 19-38, hier S. 36, verweist auf die letzte Beliebtheit des Kriegsszenarios; vgl. auch Dieter Hertel: Die Gleichsetzung einer archäologischen Schicht von Troia mit dem homerischen Ilios, in: Ulf (Hg.), Streit (Anm. 9), S. 85-104,

<sup>21</sup> Der Forschungsstand bei Gerhard Hiesel: Art. Mykenische Kultur und Archäologie, in: Der Neue Pauly 8 (2000), Sp. 577-587, bes. Sp. 580f.

machen; auch das Königtum selbst und die gesellschaftliche Struktur lassen sich in Umrissen rekonstruieren. Denn zu dieser Zeit wurde die so genannte Linear B-Schrift verwendet, die ein frühes Griechisch darstellt. Sie hat sich in Form von Tontafel-Aufzeichnungen verschiedener Palastverwaltungen erhalten. Kontrovers ist hier, in welchem Verhältnis die Paläste zueinander standen – konkret, ob Mykene wirklich eine Vorrangstellung zukam oder ob nicht zeitweilig, am ehesten gegen Ende der Epoche, Theben der Hauptort war.<sup>22</sup> Die Vorstellung von einem größeren Herrschaftsverband wird gestützt durch ägyptische und hethitische Quellen, die sich wahrscheinlich auf Griechenland beziehen. Unbestritten ist jedenfalls, dass um 1200 die Paläste der mykenischen Kultur *sämtlich* ungefähr zur selben Zeit zerstört wurden<sup>23</sup> – höchstwahrscheinlich etwas früher als Troia VIIa! Daraus folgt, dass es kaum mykenische Griechen gewesen sein können, die *dieses* Troia angegriffen und zerstört haben; dass es ihnen vorher möglich gewesen wäre, ist fraglich. Ägyptischen Quellen zufolge waren um diese Zeit so genannte Seevölkergruppen im Mittelmeer aktiv, die – ursprünglich wohl aus dem Adria-raum stammend – durch die Ägäis zogen, Ägypten bedrohten und wohl Bevölkerungs-teile aus den eroberten Orten in die eigenen Verbände zu integrieren verstanden.<sup>24</sup>

### 3. Homer und seine Epen

Aus der Antike sind zwei Großepen in griechischer Sprache überliefert, die ‚Ilias‘ mit ca. 16.000 Versen und die ‚Odyssee‘ mit ca. 12.000 Versen.<sup>25</sup> Beide haben Themen aus dem Troianischen Sagenkreis zum Inhalt. Der Stoff umfasst den Raub der Helena, der Frau des Spartanerkönigs Menelaos, durch den troianischen Prinzen Paris; die Fahrt der vereinten Griechen nach Troia unter dem Oberkommando von Menelaos’ Bruder Agamemnon, dem König von Mykene; dann die fast 10 Jahre andauernde Belagerung und endlich die mit der List des Hölzernen Pferdes erfolgreiche Zerstörung der Stadt sowie die Heimkehr der Helden nach

<sup>22</sup> Louis Godart, Anna Sacconi: La Géographie des États mycéniens, in: CRAI 1999 [2001], S. 527-546; Kurt A. Raaflaub: Die Bedeutung der Dark Ages: Mykene, Troia und die Griechen, in: Ulf (Hg.), Streit (Anm. 9). S. 309-329.

<sup>23</sup> Zu allen Aspekten vgl. Karl-Joachim Hölkeskamp: Vom Palast zur Polis – die griechische Frühgeschichte, in: Hans-Joachim Gehrke, Helmuth Schneider (Hg.), Geschichte der Antike. Ein Studienbuch, Stuttgart, Weimar 2000, S. 17-44, hier S. 19-26.

<sup>24</sup> Vgl. dazu Gustav Adolf Lehmann: Umbrüche und Zäsuren im östlichen Mittelmeer-raum und Vorderasien zur Zeit der ‚Seevölker‘-Invasionen um und nach 1200 v. Chr. Neue Quellenzeugnisse und Befunde, in: Historische Zeitschrift 262 (1996), S. 1-38; Peter W. Haider: Westkleinasien nach ägyptischen Quellen des Neuen Reiches, in: Ulf (Hg.), Streit (Anm. 9). S. 174-192.

<sup>25</sup> Vgl. Joachim Latacz: Art. Homeros, in: Der Neue Pauly 5 (1998), Sp. 686-699, und die in Anm. 2 genannte Literatur.

Griechenland. Die ‚Ilias‘ behandelt mit dem Zorn des Achill und dem Tod des Troianers Hektor eine Episode von 51 Tagen aus dem Krieg, während es in der ‚Odyssee‘ um die 10 Jahre dauernden Irrfahrten des Odysseus und dessen Heimkehr nach Ithaka geht. In der Forschung besteht Konsens darüber, dass die Ilias Ende des 8. Jh. v. Chr., spätestens um 700 entstanden ist, während man die Odyssee eine Generation später ansetzt, also spätestens um 670. Umstritten ist, ob beide Epen von demselben Autor namens ‚Homer‘ stammen, ob sie eine *neue* poetische Schöpfung des Dichters sind oder ob es sich um die schriftliche Fixierung einer langen mündlichen Tradition handelt. Ausgehen kann man von einer ursprünglich mündlichen Tradierung, doch damit ist die zentrale Frage, ob die Epen Produkt dichterischer Imagination sind und ob sie sich als historische Quelle nutzen lassen, nicht beantwortet. Letzteres wird kaum noch geleugnet, doch resultiert daraus eine weitere Frage: Spiegeln die Epen die sozio-politischen Zustände der mykenischen Zeit (1400-1150) *oder* der ‚Dark Ages‘ (1150-750) *oder* der Zeit des Dichters (750-700), *oder* stellen sie ein Amalgam aus *allen* Zeiten dar? Derzeit kristallisiert sich heraus, das Schwergewicht in das 8. Jh. v. Chr., die Zeit des Dichters oder kurz davor, zu legen.<sup>26</sup> Dabei sind Archaisierungen integriert, auch mit Relikten aus mykenischer Zeit. Die Funktion des Epos scheint es gewesen zu sein, während des sozialen Umbruchs an der Wende vom 8. zum 7. Jahrhundert die Zeitgenossen auf Ursachen von Konflikten hinzuweisen, Werte zu diskutieren und so zur Sinnstiftung und Orientierung beizutragen. Anachronismen waren wichtig, weil sie die notwendige Distanz bewirkten *und* auf eine ruhmreiche Vergangenheit verwiesen. Dort war nämlich das Bild verortet, dass die Griechen seit alters zusammen gehörten.<sup>27</sup>

Wie erfolgt nun bei Homer die Darstellung des Krieges zwischen Griechen und Troianern? Zunächst: Homer stellt *keine* genealogische Verbindung zwischen den Helden des Epos und der Gegenwart seiner Zeit her, wie sie in den Jahrhunderten danach konstruiert wurde, als man die eigenen Städte oder das eigene Geschlecht auf Teilnehmer am Troianischen Krieg zurückzuführen begann – bis hin zur

<sup>26</sup> Vgl. dazu Wolfgang Kullmann: Homers Zeit und das Bild des Dichters von den Menschen der mykenischen Kultur, in: Oivind Andersen, Matthew Dickie (Hg.): *Homer's World. Fiction, Tradition, Reality* (Papers from the Norwegian Institute at Athens 3), Bergen 1995, S. 57-75; Kurt A. Raaflaub: Homer, the Trojan War, and History, in: *The Classical World* 91 (1998), S. 386-403; Raaflaub, *Bedeutung* (Anm. 22), *passim*; Eder, *Mythenbildung* (Anm. 28), S. 111ff.

<sup>27</sup> Vgl. Kullmann, *Homers Zeit* (Anm. 26), S. 60f.; Kurt A. Raaflaub: Die Zeit des Odysseus, in: *Götter und Helden der Bronzezeit. Europa im Zeitalter des Odysseus*, Bonn 1999, S. 198-202; Christoph Ulf: Was ist und was will ‚Heldenepik‘: Bewahrung der Vergangenheit oder Orientierung für Gegenwart und Zukunft?, in: Ulf (Hg.), *Streit* (Anm. 9), S. 262-284; zum Beitrag der Ilias zur griechischen Ethnogenese vgl. Coebet/Gehrke, *Troia* (Anm. 9), S. 312f.

Gründung von Rom, die auf den Troiaflüchtling Aeneas zurückging.<sup>28</sup> Der Krieg ist für ihn heroische Vergangenheit, die etliche Generationen zuvor anzusiedeln ist. Dieser Befund wird dadurch bestätigt, dass in den Epen typische Elemente fehlen, sowohl aus der *eigenen* Zeit, etwa die Schrift, als auch aus den Jahrhunderten zuvor, etwa die Palaststruktur. Daraus hat man abgeleitet, dass der Troiamythos durch die beeindruckenden, sichtbaren Ruinen inspiriert worden sei und sich weniger einer jahrhundertealten, mündlich weitergegebenen Tradition verdankt.<sup>29</sup>

Homer ergreift weder für die späteren Sieger noch für die Verlierer Partei, sondern bleibt – natürlich mit dem erzählerischen Focus auf der griechischen Koalition – weitgehend neutral.<sup>30</sup> Es gibt zwar Stellen, an denen er das Geschrei des troianischen Heeres mit dem Blöken von Lämmern vergleicht oder Paris als unheroisch darstellt, aber dies impliziert kein grundlegendes Werturteil über die Troianer.<sup>31</sup> Griechen und Troianer – zwei durchaus gleichwertige Gegner – werden nicht verschieden dargestellt, sondern haben zum Beispiel dieselben Götter, die wiederum mit *ihren* Entscheidungen das Geschehen bestimmen.<sup>32</sup> Etwaige Unterschiede zwischen den Völkern interessieren offenkundig nicht, die Perspektive ist auch nicht von Hass oder Rassismus gekennzeichnet. Mit einer Ausnahme gibt es keine sprachlichen Schwierigkeiten, weil alle Griechisch sprechen.<sup>33</sup> Troia ist also ein Königtum wie jedes andere auch.<sup>34</sup> Allein in der ‚Odyssee‘ sind die Phönizier

<sup>28</sup> Birgitta Eder: Antike und moderne Mythenbildung. Der Troianische Krieg und die historische Überlieferung, in: Robert Rollinger, Christoph Ulf (Hg.): Griechische Archäik. Interne Entwicklungen – Externe Impulse, Berlin 2004, S. 105-125.

<sup>29</sup> Vgl. Wolfgang Kullmann: Homer und Kleinasien, in: John N. Kazakis, Antonios Rengakos (Hg.): Euphrosyne. Studies in Ancient Epic and its Legacy in Honor of Dimitris N. Maronitis, Stuttgart 1999, S. 189-201, hier S. 193f.; Eder, Mythenbildung (Anm. 28), S. 111f.

<sup>30</sup> Martin Zimmermann: Der troianische Krieg als Legitimation vom archaischen Griechenland bis zur Türkei der Gegenwart, in: Nikolaus Buschmann, Dieter Langewiesche (Hg.): Der Krieg in den Gründungsmythen europäischer Nationen und der USA, Frankfurt, New York 2003, S. 398-418, hier S. 399 u. 411.

<sup>31</sup> Dazu und zum Folgenden vgl. Andreas Hartmann: Im Osten nichts Neues: Europa und seine Barbaren seit dem V. Jahrhundert v. Chr., in: Andreas Michler, Waltraud Schreiber (Hg.): Blicke auf Europa. Kontinuität und Wandel, Neuried 2003, S. 31-77, hier S. 42f. mit dem Verweis auf Hom. Il. 3,30-32, 4,428-38 und 6,321-341.

<sup>32</sup> Vgl. Alexander Demandt: Europa. Begriff und Gedanke in der Antike, in: Peter Kneißl, Volker Losemann (Hg.): Imperium Romanum. Studien zu Geschichte und Rezeption. Festschrift für Karl Christ zum 75. Geburtstag, Stuttgart 1998, S. 137-157, hier S. 148.

<sup>33</sup> Dazu Wolfgang Röllig: Achäer und Trojaner in den hethitischen Quellen?, in: Ingrid Gámer-Wallert (Hg.): Troia. Brücke zwischen Orient und Okzident, Tübingen 1992, S. 183-200.

<sup>34</sup> Zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden differenziert Peter Högemann: Der Iliasdichter, Anatolien und der griechische Adel, in: Klio 82 (2000), S. 7-39, hier S. 35-37.

als notorische Halunken dargestellt, womit das Klischee des verschlagenen orientalischen Händlers bedient wird, das aber auch für Griechen galt.<sup>35</sup>

Es fehlt ebenso *eine* geographische Differenz: Natürlich hatten die Griechen mit ihren 1.200 Schiffen einen weiten Weg über die Ägäis nach Troia, sie kamen aber weder aus Europa noch in ein ‚fremdes‘ Land. Die griechischen Kontingente entstammten 22 verschiedenen ‚Gemeinwesen‘ und wurden nach ihren Wohnorten benannt.<sup>36</sup> Homer kennt also die beiden Erdteile Europa und Asien *nicht*, es gibt auch keine anderen Benennungen dafür.<sup>37</sup> Dabei verwendet er die Begriffe ‚Asien‘ und ‚Europa‘ durchaus: In der ‚Ilias‘ (2,461) wird von der ‚asischen Wiese‘ gesprochen, womit eine geographische Bezeichnung im zentralanatolischen Lydien gemeint ist. Seiner Frau Hera gegenüber erwähnt Zeus „des Phoinix Tochter, des weitberühmten: Europa, die mir gebar den Minos und den gottgleichen Rhadamanthys“ (14,315ff.), was die erstmalige Erwähnung des Europa-Mythos in der Literatur darstellt.<sup>38</sup>

Wenn die Griechen gemeint sind, spricht Homer nicht von Europäern und auch nicht von Griechen, sondern verwendet synonym die Begriffe ‚Achaier‘ und ‚Danaer‘.<sup>39</sup> Man hat hierin Entsprechungen gesehen zu einem Reich von Ahhijawa, das in hethitischen Quellen genannt ist, und zu einem Land namens Danaja, das sich in einem ägyptischen Text findet, ebenso ein Ort Mukana, hinter dem sich zweifelsohne Mykene verbirgt. All diese Texte stammen aus der Zeit vor 1200. Freilich kennt man weder die genaue Lage des Reiches von Ahhijawa – in der Ägäis oder auf dem griechischen Festland –, noch lässt sich Genaueres über eine Vorherrschaft von Mukana in Danaja auf der Peloponnes sagen. Letzteres wäre verlockend und eine Bestätigung dafür, dass die ‚Ilias‘ von einer Fahrt nach Troia unter dem Oberkommando des Agamemnon von Mykene berichtet. Bei diesen Begriffen scheint man eine ungefähre Vorstellung von der Lage des Landes

<sup>35</sup> Hartmann, Osten (Anm. 31), S. 43, verweist auf Hom. Od. 13,271-77, 14,285-98 und 15,415-484; außerdem Tobias L. Kienlin, Beat Schweizer: Der Orient als Gegenbild Europas: Zur Konstruktion kultureller Einheiten, in: Rüstem Aslan et al. (Hg.): Mauer-schau. Festschrift für Manfred Korfmann, Bd. 1, Remshalden-Grünbach 2002, S. 191-220, hier S. 193-196.

<sup>36</sup> Zum sog. ‚Schiffskatalog‘ der Ilias vgl. Wolfgang Kullmann: Festgehaltene Kenntnisse im Schiffskatalog und im Troerkatalog der Ilias, in: Wolfgang Kullmann, Jochen Althoff (Hg.): Vermittlung und Tradierung von Wissen in der griechischen Kunst (ScriptOralia 61), Tübingen 1993, 129-147; Edzard Visser: Homers Katalog der Schiffe, Stuttgart 1997; Birgitta Eder: Noch einmal: der homerische Schiffskatalog, in: Ulf (Hg.), Streit (Anm. 9), S. 287-308.

<sup>37</sup> Cobet, Europa (Anm. 53), S. 180; Hartmann, Osten (Anm. 31), S. 37. Es herrscht bei Homer vielmehr die typisch griechische Vorstellung vom Meer als einem ‚Medium‘ vor, das elementar verbindet.

<sup>38</sup> Cobet, Europa und Asien, (Anm. 14), S. 406.

<sup>39</sup> Cobet, Europa (Anm. 53), S. 185.

gehabt zu haben. Bezeichnungen wie ‚hinter den Inseln‘ oder ‚jenseits des Meeres‘ belegen dies ebenso wie die Lage von Siedlungen oder die Vorstellung von einem Herrscher über das jeweilige Gebiet.<sup>40</sup> Hingegen findet sich kein Gegensatz zwischen zwei Erdteilen als eigens benannte räumliche oder ethnische Abgrenzung.

#### 4. Die Perserkriege und der Gegensatz Europa – Asien

Bislang sind wir mit dem Thema ‚Europa‘ also noch nicht weiter gekommen, sondern haben nur etwas zum Grabungsort Troia und den dortigen Zerstörungshorizonten, zu Griechenland in der Bronzezeit sowie zu Homer und seinen Epen erfahren. Dies sollte sich rasch ändern: Der Dichter Hesiod, zeitgleich mit der Odyssee, spricht von zwei Nymphen namens Europa und Asie, die er als Töchter des Meergottes Okeanos vorstellt. Da sich jedoch zwischen beiden Bezeichnungen im Text vier andere Namen befinden, soll offenkundig *keine* Zusammengehörigkeit suggeriert werden.<sup>41</sup> Ende des 7. Jh. v. Chr. ist in einem Hymnos auf Apollon erstmals Europa geographisch verwendet, und zwar in Abgrenzung von der Peloponnes und von den Inseln – gemeint ist also das Gebiet von Mittel- und Nordgriechenland.<sup>42</sup> Der Bezug zu Mittelgriechenland, insbesondere zur Landschaft Boiotien, findet sich später auch in anderen Texten mit der Verschränkung von mythologischem und geographischem Gebrauch.

Einer neuen Entwicklung begegnen wir in der zweiten Hälfte des 6. Jh. v. Chr., als in den Städten Kleinasiens Philosophie und Wissenschaft aufkamen.<sup>43</sup> In diesem Zusammenhang fand eine Ordnung der Kenntnisse über die außergriechische Welt statt, die man inzwischen durch Entdeckungsfahrten angesammelt hatte: Anaximander hatte im Rahmen seiner Kosmologie erstmals Überlegungen in eine Erdkarte umgesetzt, die von Hekataios aus Milet um 500 v. Chr. rezipiert wurden. Dieser betrachtete die Erde als Scheibe, die vom Ozean umflossen war und zwei

<sup>40</sup> Vgl. Gustav Adolf Lehmann: Die ‚politisch-historischen‘ Beziehungen der Ägäis-Welt des 15.-13. Jhs. v. Chr. zu Ägypten und Vorderasien, in: Joachim Latacz (Hg.): Zweihundert Jahre Homer-Forschung. Rückblick und Ausblick (Colloquium Rauricum 2), Stuttgart, Leipzig 1991, S. 105-126; zuletzt Susanne Heinhold-Krahmer: Ahhiyawa – Land der homerischen Achäer im Krieg mit Wilusa?, in: Ulf (Hg.), Streit (Anm. 9), S. 193-214.

<sup>41</sup> Hes. Theog. 357ff., dazu Cobet, Europa und Asien (Anm. 14), S. 409; Demandt, Europa (Anm. 32), S. 138.

<sup>42</sup> Hom. Hymn. 3,250f. u. 290f., dazu Demandt, Europa (Anm. 32), S. 138f.; Girardet, Alte Geschichte (Anm. 15), S. 8; grundlegend für das Folgende: Hartmann, Osten (Anm. 31), S. 35ff.

<sup>43</sup> Zum Folgenden vgl. Demandt, Europa (Anm. 32), S. 139f.; Cobet, Europa (Anm. 53), S. 180.

gleich große Erdteile umfasste, nämlich Europa und Asien. Wie es genau dazu kam und welche Kriterien grundgelegt wurden, wissen wir nicht.<sup>44</sup> Wir kennen aber die Kritik an Hekataios durch seinen kleinasiatischen Landsmann Herodot, der Mitte des 5. Jh. in Athen lebte und in seinen ‚Historien‘ über die Perserkriege schrieb. Herodot brachte insofern eine wichtige Korrektur an, als er mit Libyen = Afrika einen dritten Erdteil ins Spiel brachte.<sup>45</sup> Diese Passage lautet in Auszügen:

*Ich wundere mich, was für Vorstellungen man sich von der Größe und dem Zuschnitt der drei Erdteile macht; Libyen, Asien und Europa sind doch sehr verschieden voneinander. [...] Ob Europa im Osten und im Norden von der See umflossen wird, weiß man nicht; so viel aber weiß man, dass es sich der Länge nach vor den beiden anderen Erteilen hinzieht. Ich kann auch nicht dahinterkommen, weshalb die drei Erdteile, die doch ein Land sind, drei verschiedene Namen haben und nach Frauen genannt sind und weshalb in Ägypten der Nil und in Kolchis der Phasis [...] die Grenze zwischen ihnen bilden soll. Ebenso wenig habe ich ermitteln können, wer diese Abgrenzungen vorgenommen hat und weshalb man die Erdteile so genannt hat. Libyen soll, wie man in Griechenland gewöhnlich annimmt, seinen Namen von Libye, einer einheimischen Frau haben, Asien von der Gemahlin des Prometheus. Diesen Namen aber nehmen die Lyder für sich in Anspruch, die behaupten, Asien habe seinen Namen von Asies, dem Sohn des Kotys, des Sohnes des Manes, und nicht von der Asia des Prometheus, und deshalb hieße auch ein Stadtteil von Sardeis Asias. Von Europa aber weiß kein Mensch, ob es von der See umflossen wird, noch woher und von wem es seinen Namen hat, wenn man nicht annehmen will, dass es ihn von der tyrischen Europa hat. Früher hatte es überhaupt keinen besonderen Namen, so wenig wie die anderen. Offenbar war diese Europa ja aus Asien, und sie ist gar nicht in das Land gekommen, das von den Griechen jetzt Europa genannt wird, sondern nur von Phoinike nach Kre-*

<sup>44</sup> Vgl. Hans-Joachim Gehrke: Die Geburt der Erdkunde aus dem Geiste der Geometrie. Überlegungen zur Entstehung und zur Frühgeschichte der wissenschaftlichen Geographie bei den Griechen, in: Wolfgang Kullmann, Jochen Althoff, Markus Asper (Hg.): Gattungen wissenschaftlicher Literatur in der Antike (ScriptOralia 95), Tübingen 1998, S. 163-192, bes. S. 171-186; Francesco Prontera: Hekataios und die Erdkarte Herodots, in: Dietrich Papenfuß, Volker Michael Strocka (Hg.): Gab es das Griechische Wunder? Griechenland zwischen dem Ende des 6. und der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr., Mainz 2001, S. 127-135.

<sup>45</sup> Zu Herodot und seinem Erdteil-Verständnis vgl. Cobet, Europa und Asien (Anm. 14), S. 407-409; Girardet, Alte Geschichte (Anm. 15), S. 8-12; Vgl. Kienlin/Schweizer, Orient (Anm. 35), S. 196f.; Hartmann, Osten (Anm. 31), S. 36-40.

*ta und von da nach Lykien. Doch genug davon. Lassen wir es bei der hergebrachten Meinung bewenden.*<sup>46</sup>

Dieser Text ist aufschlussreich, weil er bestätigt, dass das Erdteilschema zugrunde gelegt und in dieser Aufteilung als Neuerung empfunden wurde, selbst wenn Herodot die Gründe dafür nicht klar waren.<sup>47</sup> Über die zitierte Passage hinaus ist bemerkenswert, dass Herodot vom größten Erdteil Europa – über das griechische Festland und die Region bis zum Schwarzen Meer hinaus – kaum etwas wusste.<sup>48</sup> Zudem bringt er seine Skepsis gegenüber der Verbindung von Mythos und Geographie deutlich zum Ausdruck.

Dies findet eine Bestätigung, wenn man die geographische Verwendung des Begriffs Europa bei Herodot betrachtet. Das wichtigste Ergebnis besteht in der Inkonsistenz des Gebrauchs: Einerseits steht Europa für den ganzen Erdteil (und ist damit von Asien geschieden), andererseits zieht der persische Großkönig vom Bosphorus aus westwärts *durch Europa* nach Griechenland – die regionale Verwendung war wohl die ursprüngliche.<sup>49</sup> All diese Aussagen haben als gemeinsamen Kontext die Perserkriege, die Auseinandersetzung zwischen Griechen und Persern zwischen 500 und 479, deren bekannteste griechische Siege mit den Orten Marathon und Salamis verbunden sind.<sup>50</sup> Hierin haben wir den Katalysator für die fortan kanonische Vorstellung von den Erdteilen zu sehen. Allerdings haben die Marathonkämpfer selbst nicht Europa gegen Asien verteidigt, auch werden die Kriterien für die Zugehörigkeit zum jeweiligen Erdteil nicht genannt. Hier bestand nämlich auch ein grundlegendes Problem: Griechen gab es auch in Asien in hinreichender Zahl, nämlich an der kleinasiatischen Küste, während im Norden und

<sup>46</sup> Hdt. Hist. 4,42 & 45 (in der Übersetzung von Theodor Braun, überarbeitet von Hannelore Barth, Berlin, Weimar 1985), dazu Rosalind Thomas: *Herodotus in Context. Ethnography, Science and the Art of Persuasion*, Cambridge 2000, S. 81ff.

<sup>47</sup> Zum intellektuellen Hintergrund vgl. Kurt A. Raaflaub: *Philosophy, Science, Politics: Herodotus and the Intellectual Trends of his Time*, in: Egbert J. Bakker, Irene J. F. de Jong, Hans van Wees (Hg.): *Brill's Companion to Herodotus*, Leiden 2002, S. 149-186.

<sup>48</sup> Dazu vgl. Schmale, *Geschichte Europas* (Anm. 14), S. 22.

<sup>49</sup> Cobet, *Europa und Asien* (Anm. 14), 409f.; Demandt, *Europa* (Anm. 32), S. 139; Hartmann, *Osten* (Anm. 31), S. 39.

<sup>50</sup> Vgl. Martin Flashar: *Die Sieger von Marathon. Zwischen Mythisierung und Vorbildlichkeit*, in: Martin Flashar, Hans-Joachim Gehrke, Ernst Heinrich (Hg.): *Retrospektive. Konzepte von Vergangenheit in der griechisch-römischen Antike*, München 1996, S. 63-85; Karl-Joachim Hölkeskamp: *Marathon – vom Monument zum Mythos*, in: Papenfuß/Strocka (Hg.), *Wunder* (Anm. 4), S. 329-353; Hans-Joachim Gehrke: *Marathon (490 v.Chr.) als Mythos: Von Helden und Barbaren*, in: Gerd Krumeich, Susanne Brandt (Hg.): *Schlachtenmythen. Ereignis – Erzählung – Erinnerung*, Köln, Weimar, Wien 2003, S. 19-32.

Westen Europas wiederum Völker lebten, die nicht griechisch sprachen und deshalb als Barbaren bezeichnet wurden.<sup>51</sup>

In der Folgezeit können wir eine klare Antithese greifen: Griechenland und die Griechen auf der einen Seite, Asien, Perser und – als Sammelbezeichnung – Barbaren auf der anderen. Dabei konnte ‚Europa‘ synonym mit Griechenland verwendet werden, doch hat sich die Gleichung ‚Griechen = Europäer‘ nicht durchgesetzt.<sup>52</sup> Deshalb findet man zu dieser Zeit weder eine ‚europäische‘ Identität noch ein ‚Europa-Bewusstsein‘ noch einen politisch definierten Europa-Begriff.<sup>53</sup> Zur Zeit von Herodot und in der Tragödie ‚Die Perser‘ des Aischylos, der selbst aktiv in den Perserkriegen mitgekämpft hatte, war die Antithese nicht rassistisch untermauert, sondern man brachte einander Respekt entgegen.<sup>54</sup> Allerdings haben sich bald verschiedene Klischees ausgebildet, nicht zuletzt mit dem Gefühl einer griechischen Überlegenheit, zumal es auch radikaler argumentierende Autoren gab; nicht von ungefähr wurden Herodot und Aischylos als ‚*philobarbaroi*‘, als Barbarenfreunde, diskreditiert.<sup>55</sup>

Herodot ging aber noch weiter. Unmittelbar am Beginn seines Geschichtswerks gibt er sein Thema an, nämlich die „großen und bewunderungswürdigen Taten (*erga megala te kai thōmasta*), die Griechen und Barbaren vollbracht haben“. Besonders hat er sich aber der Frage gewidmet, „aus welchem Grund sie gegeneinander Krieg führten“. Hierbei wartet er mit einer Erklärung auf, die genau zu unserem Thema führt: Phöniker hätten die Königstochter Io aus Argos entführt, daraufhin die griechischen Argonauten die Königstochter Medea von Kolchis, schließlich Paris von Troia die Spartanerin Helena. Dann heißt es im Text:

<sup>51</sup> Vgl. Hartmann, Osten (Anm. 31), S. 45; Girardet, Alte Geschichte (Anm. 15), S. 11.

<sup>52</sup> Vgl. Werner Dahlheim: Ratlose Erben. Die Erinnerung an die Antike und die Zukunft Europas, in: Kneißl/Losemann (Hg.), Imperium Romanum (Anm. 32), S. 105-122, hier S. 107; Demandt, Europa (Anm. 32), S. 141.

<sup>53</sup> Vgl. dazu Elisabeth Erdmann: Art. Europa, in: Der Neue Pauly 13 (1999), Sp. 1059-1064, hier S. 1059f.; Justus Cobet: Europa und der Troianische Krieg, in: Aslan et al. (Hg.), Mauerschau (Anm. 35), S. 179-190, hier S. 179 zur „europäischen Vereinnahmung“, etwa durch Michael Salewski: Geschichte Europas. Staaten und Nationen von der Antike bis zur Gegenwart, München 2000, S. 23: „In der Sage von Troja spiegelt sich nicht allein der Geist des alten Griechenlands, sondern der von Europa; Alexander der Große hat das gespürt, als er in Ilios das Grab des Achilleus bekränzen und Priamos ein Versöhnungsoffer bringen ließ.“

<sup>54</sup> Vgl. Werner Dahlheim: An der Wiege Europas. Städtische Freiheit im antiken Rom, Frankfurt 1999, S. 130f. Zu den ‚Persern‘ des Aischylos siehe unten.

<sup>55</sup> Demandt, Europa (Anm. 32), S. 142f.; Cobet, Europa und Asien (Anm. 14), 415; Hartmann, Osten (Anm. 31), S. 45-47 u. 49f.; außerdem die Beiträge in H. Akbar Khan (Hg.): The Birth of the European Identity. The Europe-Asia Contrast in Greek Thought 490-322 B.C., Nottingham 1994.

*Als er [gemeint ist Paris] dann auch die Helena geraubt, hätten die Griechen beschlossen, zunächst Gesandte hinschicken, um Genugtuung dafür zu verlangen und Helena zurückzufordern. Die Troer hätten ihnen jedoch auf ihre Forderung den Raub der Medeia vorgehalten ... Bis dahin habe es sich nur um gegenseitige Räubereien gehandelt; nun aber hätten die Griechen große Schuld auf sich geladen; denn sie seien eher mit einem Heer nach Asien gezogen als die Perser nach Europa. [...] Sie in Asien, sagen die Perser, hätten sich auch nie etwas daraus gemacht, wenn Frauen entführt worden wären, die Griechen aber hätten einer spartanischen Frau wegen gleich ein großes Heer aufgestellt und in Asien das Reich des Priamos zerstört. Seit dieser Zeit hätten sie die Griechen immer als ihre Feinde angesehen. Asien und die barbarischen Völker in Asien sehen die Perser nämlich als ihnen gehörig an, Europa und Griechenland aber ist in ihren Augen eine Welt für sich. So, sagen die Perser, sei alles gekommen, und auf die Eroberung von Ilion führen sie ihre Feindschaft gegen die Griechen zurück. Über Io sind die Phoiniker anderer Ansicht als die Perser. Sie behaupten nämlich, sie hätten sie nicht mit Gewalt nach Ägypten entführt [...] . Das sagen die Perser, dies die Phoiniker. Ich lasse es dahingestellt, ob es so oder anders gewesen ist.<sup>56</sup>*

Dies ist nicht nur ein typisch herodoteischer Schluss, sondern der Historiker beruft sich für diese Ableitung auch ausdrücklich auf persische ‚Kollegen‘.<sup>57</sup> Dabei besteht zum einen das Problem, dass es im Persischen keine Ausdrücke für ‚Asien‘ oder ‚Europa‘ gab;<sup>58</sup> zum anderen müsste man eine dezidierte Kenntnis von Homer und von der griechischen Mythologie voraussetzen.<sup>59</sup> Deshalb wird man eher davon ausgehen, dass Herodot oder ein Landsmann der ‚Konstrukteur‘ war, dessen Blickwinkel von Kleinasien über die Ägäis nach Griechenland reichte. Uns mag eine solche Reihung befremdlich erscheinen, doch war sie zweifellos ernst gemeint, da man eine scharfe Trennung zwischen Mythos und Geschichte

<sup>56</sup> Hdt. Hist. 1,3-5, dazu Nino Luraghi: Local Knowledge in Herodotus' Histories, in: Nino Luraghi (Hg.): The Historian's Craft in the Age of Herodotus, Oxford 2001, S. 138-160, hier S. 155f.

<sup>57</sup> Dies akzeptiert Manfred Fuhrmann: Der Name Europa als kulturelle und politische Idee, in: Ingolf U. Dalferth, Hans Jürgen Luibl, Hans Weder (Hg.): Europa verstehen. Zum europäischen Gestus der Universalität, Zürich 1997, S. 19-37, hier S. 22f. Zu den Quellen Herodots vgl. Peter Högemann: Das alte Vorderasien und die Achämeniden. Ein Beitrag zur Herodot-Analyse, Wiesbaden 1992, S. 47-63; Simon Hornblower: Herodotus and his Sources of Information, in: Bakker/de Jong/van Wees (Hg.), Herodotus (Anm. 47), S. 373-386.

<sup>58</sup> Demandt, Europa (Anm. 32), S. 148f.

<sup>59</sup> Vgl. Hartmann, Osten (Anm. 31), S. 44, der auf Hdt, 7,43 verweist, demzufolge sich Xerxes erst vor Ort, d.h. in Troia, nach allem erkundigte; auch Andrew Erskine: Troy between Greece and Rome. Local Tradition and Imperial Power, Oxford 2001, S. 83-86.

nicht kannte.<sup>60</sup> Jedenfalls hat Herodot den Troianischen Krieg als wesentliche und folgenreiche Auseinandersetzung in die Geschichte der Beziehungen zwischen Europa und Asien – vor allem mit der Zielrichtung, die Hybris aufzuzeigen<sup>61</sup> – eingeordnet und damit für die Zeitgenossen den Gegensatz klar zementiert.<sup>62</sup> Außerdem hat er eine zusätzliche zeitliche Verankerung des Geschehens bewerkstelligt, indem er Homer 400 Jahre vor seiner Zeit und den Troianischen Krieg weitere 400, also insgesamt 800 Jahre davor, fixierte.<sup>63</sup>

Dass man über derlei Zusammenhänge, gerade die Begrifflichkeiten, weiter nachgedacht hat, geht aus Bemerkungen von Thukydides hervor, dem athenischen Historiker nach Herodot, der die nächste große kriegerische Auseinandersetzung, den Peloponnesischen Krieg zwischen Athen und Sparta (431-404), beschreibt und analysiert. Thukydides zufolge gab es zur Zeit des Troianischen Krieges noch keine Bezeichnung für die Griechen als Kollektiv:

*Das bezeugt am besten Homer, der doch viel später ist als selbst der Troische Krieg: Nirgends nennt er die Gesamtheit so, ausschließlich die Mannen Achills aus der Phthiotis, die ja auch die ersten Hellenen waren; dafür spricht er von Danaern in seinen Epen und Argeiern und Achaiern. So hat er ja auch für die Barbaren kein Wort, weil auch die Hellenen, meine ich, noch nicht unter einem gegensätzlichen Namen zusammengefasst waren.<sup>64</sup>*

Auch Thukydides bezieht wie Herodot den Troianischen Krieg in seine Darstellung ein: Mit ihm beginnt die griechische Geschichte.<sup>65</sup> Thukydides macht noch an anderen Stellen deutlich, dass er den Angaben Homers nicht unbedingt traut und sie vielmehr für übertrieben hält. Er akzentuiert auch anders: Für ihn spielen weniger Europa und Asien eine Rolle als vielmehr Hellenen und Barbaren, vor allem auf der Basis des Gegensatzes ‚Demokratie, Freiheit und Mut‘ im Westen und ‚Tyrannis, Knechtschaft und Feigheit im Osten‘.<sup>66</sup>

<sup>60</sup> So Hartmann, Osten (Anm. 31), S. 43f.

<sup>61</sup> Reinhold Bichler: Die Datierung des Troianischen Kriegs als Problem der griechischen Historie, in: Ulf (Hg.), Streit (Anm. 9), S. 349-367, hier S. 364f.

<sup>62</sup> Demandt, Europa (Anm. 32), S. 141f., dort auch zu weiteren antiken Autoren.

<sup>63</sup> Cobet, Europa (Anm. 53), S. 181; bes. Hubert Cancik: Der Troianische Krieg. Seine Bedeutung für das Geschichtsbild der Griechen und Römer, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. 174-179; Hans van Wees: Herodotus and the Past, in: Bakker/de Jong/van Wees (Hg.), Herodotus (Anm. 47), S. 321-349.

<sup>64</sup> Thuk. 1,3,3 (in der Übersetzung von Georg Peter Landmann, München 1991), dazu Simon Hornblower: A Commentary on Thucydides. Vol. I, Oxford 1991, S. 17f.

<sup>65</sup> Demandt, Europa (Anm. 32), S. 141; Cobet, Europa (Anm. 53), S. 180f.; Eder, Mythenbildung (Anm. 28), S. 108 u. 118.

<sup>66</sup> Vgl. Hans-Joachim Gehrke: Gegenbild und Selbstbild: Das europäische Iran-Bild zwischen Griechen und Mullahs, in: Tonio Hölscher (Hg.): Gegenwelten zu den Kultu-

Gerade über diese Zusammenhänge – Staatsform, Lebensmöglichkeiten und persönliches Verhalten – wurde in der athenischen Tragödie nicht selten anhand des Troianischen Krieges, seinen Heldinnen und Helden sowie deren Nachfahren reflektiert. Ein herausragendes Beispiel stellt der Traum der Atossa aus den ‚Persern‘ des Aischylos (181-199) dar, die bereits sieben Jahre nach dem Ende der Perserkriege aufgeführt wurden.<sup>67</sup> Darin werden Europa und Asien als ‚Schwestern gleicher Abkunft‘ bezeichnet.<sup>68</sup> Sie erfahren keine antagonistische Gegenüberstellung, zumal beide „denselben Beschränkungen der menschlichen Gattung, denselben göttlichen Mächten und ihren Geboten unterworfen“ sind;<sup>69</sup> es geht vielmehr um einen „Konflikt ganz prinzipieller Natur“.<sup>70</sup> Schließlich sei noch erwähnt, dass der Fall Troias *und* der Sieg bei Marathon in einer Gemäldehalle in Athen, der Stoa Poikile auf der Agora, nebeneinander abgebildet waren.<sup>71</sup>

Aus diesem Befund sind zwei Aspekte für unser Thema wichtig: Erstens hat der Troianische Krieg im 5. Jahrhundert eine klare, wenn auch nicht unumstrittene Historisierung erfahren. Man wusste nicht viel über ihn, und dazu wurde manches als fraglich und widersprüchlich empfunden, doch erfuhr er eine Einordnung in ein gesamtgriechisches Geschehen. Mehr noch: Mit ihm begann im kollektiven Gedächtnis der Griechen *deren* Identität.<sup>72</sup> Dies wird auch daran deutlich, dass einige Städte, die in der ‚Ilias‘ nicht unter den kämpfenden Teilnehmern genannt waren, später in den Text eingefügt wurden und sich andere Städte auf die Helden vor Troia zurückführten bzw. ihre eigene Sagentradition mit dem Troia-Zug synchronisierten.<sup>73</sup> Parallel dazu fanden Bemühungen statt, ein exaktes Datum des Troianischen Krieges zu berechnen, und zwar mit einer Bandbreite von 1334 bis 910. Bereits bei Herodot wurde durch Synchronismen mit der Tradition der Ägypter und Lyder ein universalhistorischer Kontext evoziert.<sup>74</sup> Zweitens wurde die

---

ren Griechenlands und Roms in der Antike, München, Leipzig 2000, S. 85-109, hier S. 86.

<sup>67</sup> Vgl. Thomas Harrison: *The Emptiness of Asia. Aeschylus' Persians and the History of the Fifth Century*, London 2000, S. 103ff.

<sup>68</sup> Zum Traum und seiner Funktion innerhalb der Tragödie selbst vgl. Christine Walde: *Die Traumdarstellungen in der griechisch-römischen Dichtung*, München, Leipzig 2001, S. 73-88.

<sup>69</sup> Walde, *Traumdarstellungen* (Anm. 68), S. 85.

<sup>70</sup> Gehrke, *Gegenbild* (Anm. 66), S. 85; außerdem Cobet, *Europa und Asien* (Anm. 14), 409f.; Hartmann, *Osten* (Anm. 31), S. 46f.

<sup>71</sup> Paus. 1,15,3, dazu Gehrke, *Marathon* (Anm. 50), S. 21 mit Anm. 8, dort weitere Hinweise.

<sup>72</sup> Albert von Schirnding: *Antike Anfänge Europas*, in: Hans Maier (Hg.): *Was hat Europa zu bieten? Sein geistig-kultureller Beitrag in einer Welt des Geldes*, Regensburg 1998, S. 9-24, hier S. 15f. Zur weiteren Rezeption des Troia-Mythos vgl. Justus Cobet, Barbara Patzek: *Art. Troja. I. Allgemein*, in: *Der Neue Pauly* 15/3 (2003), Sp. 594-615.

<sup>73</sup> Vgl. Cobet, *Europa* (Anm. 53), S. 181; bes. Zimmermann, *Krieg* (Anm. 30), S. 400ff.

<sup>74</sup> Siehe bereits oben Anm. 53, außerdem Eder, *Mythenbildung* (Anm. 28), S. 108f.

Einordnung auf den Gegensatz Europa – Asien zugespitzt. Dies geschah im Kontext konkreter Erfahrungen in den Perserkriegen, während derer erstmals in historischer Zeit ethnisch Fremde zahlreich auf griechischem Boden agierten. Dieser Gegensatz, den wir auch schon früher fassen können, über dessen Genese aber keine Klarheit besteht, ging letztlich aber in der Griechen-Barbaren-Antithese auf.

Wir haben es also mit zwei verschiedenen Konstrukten zu tun, deren Sinn auf der Hand liegt. Beide schufen Sicherheit, indem sie zum einen die Gegenwart ‚sicher‘ an die Vergangenheit rückbanden und damit Erklärungsmuster für das Verständnis der gegenwärtigen Situation abgaben, und indem sie zum anderen das ‚Wir-Gefühl‘ stärkten und klar benannten, wer dazu gehört und wer nicht. Dabei spielten räumliche Kriterien zwar eine Rolle, aber aufgrund der geographischen Gegebenheiten keine wichtige. Beides ist zu sehen im Kontext der Schaffung einer griechischen Identität, was angesichts der vorherrschenden Zersplitterung der griechischen Staatenwelt, welcher ein a priori gegebenes Integrationsmoment fehlt, nachvollziehbar ist.

In der Folgezeit haben sich diese Konstrukte mehrfach verfestigt, vernetzt und verschoben: Homers Epen wurden zu *den* Grundtexten der Griechen. Man spricht von der ‚Bibel der Griechen‘ oder der ‚Alten Geschichte‘ der Griechen.<sup>75</sup> Sie erfuhren mit dem Troiamythos als Subtext eine Rezeption als Folie zur Identifikation *und* zur Abgrenzung. Zum Beispiel belegen Schulbücher und Schreibübungen auf hellenistischen Papyri, dass man mit dem Homertext Lesen und Schreiben lernte.<sup>76</sup> Obwohl viele Griechen in den kleinasiatischen Städten lebten, war fortan präsent, dass der Zug der Griechen gegen Troia ein Kampf der Erdteile bzw. verschiedenen Völker darstellte. Darin bestand auch die ideologische Basis am Beginn des Zuges von Alexander dem Großen gegen die Perser, der den Übergang über den Hellespont rituell inszenierte und den Heroen des Troianischen Krieges opferte. Das Ergebnis des Alexander-Zuges bestand bekanntlich darin, dass Alexander Herr über Europa *und* Asien wurde und sich künftig der politische Schwerpunkt weg von Griechenland und Makedonien bewegen sollte.<sup>77</sup>

Parallel dazu war eine Entwicklung in Gang gekommen, die zeigt, wie sehr hier mit dem mythischen Potential konstruiert wurde: Die Sage von Aeneas, der mit seinem Vater Anchises das brennende Troia verließ, war bereits im 6. Jh. v.

<sup>75</sup> Die letzte Formulierung in Anlehnung an Hermann Strasburger: Homer und die Geschichtsschreibung (1972), in: Walter Schmitthenner, Renate Zoepffel (Hg.): Hermann Strasburger. Studien zur Alten Geschichte, Bd. 2, Hildesheim, New York 1982, S. 1069; außerdem von Schirnding, Anfänge (Anm. 72), S. 10; Hartmann, Osten (Anm. 31), S. 118f.

<sup>76</sup> Vgl. Etwa Raffaella Cribiore: A Homeric Writing Exercise and Reading Homer in School, in: Tyche 9 (1994), S. 1-8, mit weiteren Hinweisen.

<sup>77</sup> Demandt, Europa (Anm. 32), S. 149; Hartmann, Osten (Anm. 31), S. 52f.; Zimmermann, Krieg (Anm. 30), S. 401f.

Chr. in verschiedenen Teilen Italiens bekannt.<sup>78</sup> Bereits bei Homer war Aeneas und seinen Nachkommen die Herrschaft über Troia geweissagt worden, freilich ohne weitere Ausgestaltung. Im 4. bzw. 3. Jh. v. Chr. wurde die Aeneas-Sage dann, wohl unter griechischem Einfluss, mit der Gründungssage von Romulus und Remus harmonisiert und vor allem durch Vergils Epos ‚Aeneis‘ verbreitet.<sup>79</sup> Viele Familien aus der Elite Roms, nicht nur Gaius Iulius Caesar, führten ihre Genealogie auf troianische Abstammung zurück.<sup>80</sup> Es ist klar, dass mit der Abstammung von einem flüchtigen Trojaner und keinem der siegreichen Griechen eine Akzentverschiebung eintrat. Im Zuge der Etablierung des römischen Weltreichs mit vielen Provinzen rund um das Mittelmeer und darüber hinaus stand das *Imperium* im Zentrum.<sup>81</sup> Der Gegensatz Europa – Asien wurde gegenstandslos, während Ilium durch die Antike hindurch ein realer und viel besuchter Gedächtnisort blieb.<sup>82</sup>

Der Troia-Mythos schrieb sich durch die vielfache Rezeption der ‚Ilias‘, auch als abgekürzte ‚Ilias latina‘, und vor allem der ‚Aeneis‘ in das kulturelle Gedächtnis ein, nicht nur im Mittelalter, sondern weit in die Neuzeit hinein.<sup>83</sup> Viele europäische Völker und Städte, so auch die Stadt Augsburg im 15. Jahrhundert, führten ihre Gründung auf Trojaner zurück, ebenso auf heimgekehrte Griechen, zumal es gelang, eine Synchronisierung mit der biblischen Genealogie herzustellen.<sup>84</sup> Seit dem Humanismus ist der Troia-Mythos, gerade in der Auseinandersetzung mit dem Osmanischen Reich, zu einem exklusiv europäischen geworden, indem die Türken als *Teucrici* auf Seiten der Trojaner positioniert wurden. Denn im Kontext der Eroberung Konstantinopels durch Mehmet II. im Jahre 1453 war der Gegensatz Europa – Asien reaktiviert worden: Europa, das jetzt mit der Christen-

<sup>78</sup> Zimmermann, Krieg (Anm. 30), S. 402f.; Erskine, Troy (Anm. 59), S. 143-148.

<sup>79</sup> Erskine, Troy (Anm. 59), S. 37ff.

<sup>80</sup> Vgl. Erskine, Troy (Anm. 59), S. 17-23; Zimmermann, Krieg (Anm. 30), S. 403.

<sup>81</sup> Vgl. Dahlheim, Erben (Anm. 52), S. 107f.; Demandt, Europa (Anm. 32), S. 149f.; Hartmann, Osten (Anm. 31), S. 57f.

<sup>82</sup> Zu den prominenten Besuchern vgl. Dietrich Mannsperger: Mythen, Machtpolitik und Münzpropaganda. Die Troiatriadition von Xerxes bis zu Mehmet dem Eroberer, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. 103-107; Cobet/Patzek, Troja (Anm. 72), Sp. 602f.

<sup>83</sup> Vgl. Michael Borgolte: Europas Geschichten und Troia. Der Mythos im Mittelalter, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. 190-203; Cobet/Patzek, Troja (Anm. 72), Sp. 597-599; Zimmermann, Krieg (Anm. 30), S. 403f.

<sup>84</sup> Dazu Kerstin Pistorius: Art. Troja. II. Trojaner-Geschichte als Gründungsmythos, in: Der Neue Pauly 15/3 (2003), Sp. 615-624, hier S. 616f. mit weiteren Hinweisen; Zimmermann, Krieg (Anm. 30), S. 404-406.

heit gleichgesetzt wurde, grenzte sich von der Welt der Muslime ab, indem Asien wieder als das ganz andere definiert wurde.<sup>85</sup>

### 5. Heinrich Schliemann, die ‚Faszination Archäologie‘ und der moderne Anatolismus

Die ‚Ilias‘ und ‚Troia‘ sind untrennbar mit dem Leben von Heinrich Schliemann (1822-1890), dem Pastorensohn aus Mecklenburg, verknüpft, oder besser: Schliemann selbst hat sie verknüpft! Er umgab sich mit dem Mythos, mit der ‚Ilias‘ in der Hand das richtige Troia entdeckt und ausgegraben zu haben. Mehr noch, er berichtet in seiner Autobiographie von einer Begebenheit aus dem Jahre 1829, wie er an Weihnachten von seinem Vater Jerrers ‚Weltgeschichte für Kinder‘ geschenkt bekam. Darin befand sich eine Abbildung von der Flucht aus dem brennenden Troia – frei nach Vergil und nicht nach Homer –, dazu die Erklärung, es seien ‚alle Spuren dieser berühmten Stadt von der Erde verschwunden, so dass niemand mit Gewissheit sagen kann, an diesem oder jenem Ort habe sie gestanden.‘ Dem kleinen Heinrich schien das kaum glaubhaft, so dass er mit seinem Vater übereinkam, einst Troia auszugraben. Demgegenüber hat die moderne Forschung nachgewiesen, dass es sich hierbei um eine Konstruktion Schliemanns handelt, in dessen Leben Homer und Troia wohl erst seit 1856 eine Rolle gespielt haben und für den erst seit 1868 ein Interesse an Grabungen nachweisbar ist.<sup>86</sup> Dennoch war die Wirkung Schliemanns immens: Denn mit seinen Grabungen, die mit einem konkreten Ort, mit Mauern, Gebäuden, mit einer Landschaft und mit wertvollen Schätzen verbunden waren, ist der Troia-Mythos neu historisiert worden. Der Name Schliemann steht für harte Arbeit, physischen Einsatz, klare Fakten, gelöste Rätsel und Wunder der Wissenschaft, und auch Deutschland hatte seinen Helden – einen neuen Reichen mit einer jungen Frau und einem antiken Schatz.<sup>87</sup> Wer den kritischen und verstaubten Homerphilologen seit dem Ende des

<sup>85</sup> Vgl. dazu Dahlheim, Erben (Anm. 52), S. 108ff.; Cobet, Europa (Anm. 53), S. 181f.; Hans-Joachim Gehrke: Was heißt und zu welchem Ende studiert man intentionale Geschichte? Marathon und Troja als fundierende Mythen, in: Gert Melville - Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Gründungsmythen – Genealogien – Memorialzeichen. Beiträge zur institutionellen Konstruktion von Kontinuität, Köln, Weimar, Wien 2004, S. 21-36, bes. S. 30ff.

<sup>86</sup> Vgl. Justus Cobet: Heinrich Schliemann und Homers Troia, in: Galter (Hg.), Troia (Anm. 17), S. 43-66, hier S. 50-52; Christiane Zintzen: ‚Ich taufe sie mit den Namen Troia und Ilium ...‘ Heinrich Schliemann, Grenzgänger zwischen Fakten und Fiktionen, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. 430-439, hier S. 431ff.

<sup>87</sup> Vgl. Barbara Patzek: Einleitung. Archäologie und historische Erinnerung, in: Justus Cobet, Barbara Patzek (Hg.): Archäologie und historische Erinnerung. Nach 100 Jahren

18. Jh. Glauben geschenkt hatte und den Troianischen Krieg für eine Fiktion hielt, war ‚mit dem Spaten‘ des Archäologen eines Besseren belehrt worden.<sup>88</sup> Waren schon seit dem frühen 18. Jh. Reisende aus ganz Europa an den Bosphorus gekommen, um die Landschaft des Geschehens zu besichtigen:<sup>89</sup> Schliemann war hier ein Nachzügler, zumal der Ruhm, die Siedlung auf dem Hügel von Hissarlik lokalisiert zu haben, dem Briten Frank Calvert zukam,<sup>90</sup> aber jetzt hatte man endlich ein genaues Ziel. Für Schliemann, der neben der deutschen auch die russische, amerikanische und griechische Staatsangehörigkeit besaß, kam als ‚Wanderer zwischen den Kulturen‘ einem Antagonismus Europa – Asien keine Bedeutung zu.<sup>91</sup>

Der Beharrungsgrad der von Schliemann angestoßenen Grabung zusammen mit der Bedeutung von Homers Epen als ‚europäischen Grundtexten‘ sichert der Troia-Thematik nach wie vor eine erhebliche Aufmerksamkeit. Der gegenwärtige Ausgräber Korfmann präsentiert sich nicht nur als ‚neuer‘ oder ‚richtiger‘ Schliemann, sondern er leistet auch einer politischen Inanspruchnahme Vorschub.<sup>92</sup> Die Bewegung von Kemal Atatürk hatte sich in den 1920er Jahren strikt gegen die osmanische Tradition gewandt. So wurde etwa zur Zehnjahresfeier der Türkei im Jahre 1933 die Parole ausgegeben: „Die alte Türkei war ein asiatischer Staat, die neue Türkei ist eine europäische Republik.“<sup>93</sup> Dafür hat man Anatolien als neue Referenzgröße und Symbolbegriff für die historische Identität entdeckt und förderte die Erforschung der Hethiter sowie der antiken Kultur insgesamt. Intellektuellenbewegungen haben sich dies – auch mit einem antiislamischen Impetus –

---

Heinrich Schliemann, Essen 1992, S. 9-13, hier S. 9f.; Justus Cobet: Zwischen Realismus und Romantik, in: ebd., S. 15-29, hier S. 28f.; Gottfried Korff: Verschleppte Motive. Deutsche Filialmythen um Priamos, Homer und Schliemann im späten 20. Jahrhundert, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. 455-461, bes. S. 456f.

<sup>88</sup> Vgl. Cobet, Realismus (Anm. 87), S. 23; Christiane Zintzen: Von Pompeji nach Troja. Archäologie, Literatur und Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert, Wien 1998, S. 257ff.; Cobet/Gehrke, Troia (Anm. 9), S. 296ff.

<sup>89</sup> Dazu Cobet, Homers Troia (Anm. 86), S. 46ff.; Manfred Korfmann: Troia – Traum und Wirklichkeit. Eine Einführung in das Thema, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. 4-23, hier S. 15ff.; Cobet/Patzek, Troja (Anm. 72), Sp. 604ff.

<sup>90</sup> Vgl. Heuck Allen, Finding (Anm. 3); Justus Cobet: Schliemann liest Homer. Der Traum von Troia, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. 112-115.

<sup>91</sup> Cobet, Realismus (Anm. 87), S. 21.

<sup>92</sup> Zum Vergleich Haubold, Wars (Anm. 13), S. 575f.; außerdem Cobet/Gehrke, Troia (Anm. 9), S. 318-318; Cobet, Text (Anm. 20), S. 37.

<sup>93</sup> Zitiert nach Demandt, Europa (Anm. 32), S. 154; vgl. dazu ausführlich Zimmermann, Krieg (Anm. 30), S. 407ff.

zueigen gemacht.<sup>94</sup> Dabei durfte die antike Kultur gerade *nicht* als griechisch-abendländische Erscheinung definiert werden, sondern als spezifisch anatolisch und den europäischen Kulturen überlegen, wofür man viele Beispiele fand. Der in den 1990er Jahren wieder erstarkte Anatolismus hat diese Sichtweise aufgegriffen.<sup>95</sup> Sie wird von der aktuellen Troia-Grabung unterstützt, indem man das antike Anatolien zu einem ‚europäischen kulturellen Kerngebiet‘ befördert. Dieser Kern macht sich am Grabungsplatz Troia fest: Homer und seine Epen stehen für den europäischen ‚Ur-Mythos‘, den der archäologische Befund in einer anatolischen Stadt verortet. Die ‚Schützenhilfe‘ geht so weit, dass man die Keramik Troias, die bislang nur ‚Graue Ware‘ genannt wurde, in „Anatolische Grauware“ umbenannt hat.<sup>96</sup> Indem die Türken als Erben der anatolischen und nicht zuletzt der antiken Kulturen dargestellt werden, damit Europäer sind, wird nachhaltig die Werbetrömmel für die Aufnahme der Türkei in die Europäische Union gerührt. Denn die nach Europa und in die Europäische Union strebende Türkei will auch historisch dazugehören – nicht nur eben so, sondern als Land, in dem Europas Wurzeln liegen.<sup>97</sup>

Dass es sich bei der anatolistischen Position um ein historisch-politisches Konstrukt handelt – ähnlich übrigens den Argumenten der Griechen in den Befreiungskriegen des 19. Jahrhunderts<sup>98</sup> –, ist offensichtlich: An den europäischen Mythos hat sich ein anatolischer Filialmythos angeschlossen, basierend auf der Vorstellung, dass aus ‚dem Osten‘ komme, was europäische Kultur sei: *ex oriente lux*.<sup>99</sup> Dies war möglich, weil den beteiligten Gegenständen, wie aufgezeigt, eine ungemaine Komplexität innewohnt. Der Troia-Mythos hat über einen vielschichtigen Rezeptionsprozess spätere Vorstellungen von Europa geprägt und eine große Wirkmächtigkeit entfaltet – bis heute. Die Epen sowie ihre Rezeption in der Antike und ihre Wirkungsgeschichte in der Neuzeit ließen den Krieg um Troia, wie ihn Homer überliefert, zu einem Ereignis der europäischen Geschichte werden.

<sup>94</sup> Dazu umfassend Barbara Kranz: Das Antikenbild der modernen Türkei, Würzburg 1999, S. 283f. u. passim; Klaus Kreiser: Troia und die homerischen Epen. Von Mehmet II. bis İsmet İnönü, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. 282-289; Zimmermann, Krieg (Anm. 30), S. 409ff.

<sup>95</sup> Vgl. Zimmermann, Krieg (Anm. 30), S. 414f.

<sup>96</sup> Vgl. Brigitte Kull: „Ya tutarsa ...“. Krieg um Troia und die Landesarchäologie - ein essayistischer Kommentar, in: Aslan et al. (Hg.), Mauerschau, Bd. 3 (Anm. 35), S. 1179-1191, hier S. 1182, dazu die Abb. 379 und 453 in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg et al. (Hg.), Troia (Anm. 4), S. 353 u. 403.

<sup>97</sup> Dazu Frank Kolb: Wie Homer zu Ömer wird. Troia, Korfmann und die Türkei. Nationale Identitätsstiftung und die Instrumentalisierung von Wissenschaft, in: Schwäbisches Tagblatt vom 1. März 2003; Zimmermann, Krieg (Anm. 30), S. 416-418.

<sup>98</sup> Zimmermann, Krieg (Anm. 30), S. 415f.

<sup>99</sup> Cobet, Europa (Anm. 53), S. 179.

## 6. Schluss

Am Ende soll nicht der apologetische Hinweis stehen, wie wichtig die Antike für Europa war und immer noch ist.<sup>100</sup> Natürlich haben wir heute vieles aus der Antike übernommen, aber relevant ist nicht, wie Europa war oder ist, sondern wie Europa gesehen wurde oder wird, zumal weder die geographische noch die mythologische Komponente des Begriffs Europa den antiken Menschen und „uns heutigen Europäern irgendwelche genuin europäischen ‚Werte‘“ vermittelt hat oder vermittelt.<sup>101</sup> Es dürfte klar geworden sein, dass die rein geographische Bestimmung von Europa in eine Sackgasse führt. Denn wesentliche Gebiete der antiken Kultur lagen *außerhalb* des europäischen Kontinents: Dies spricht dagegen, die Antike für die ‚europäische Kultur‘ zu vereinnahmen.<sup>102</sup> Gerade *weil* ‚Europa‘ eine kulturell konstruierte Größe ist, macht es mehr Sinn, nach den Konstrukten Ausschau zu halten und zu fragen, aus welchen Motiven diese entstanden sind und wer daran ein Interesse gehabt hatte. Dies gilt selbstverständlich für *jede* europäistische Vereinnahmung. Jedenfalls blieb das, was im Lauf der Jahrhunderte mit dem Namen Europa belegt worden ist, nie dasselbe.<sup>103</sup> So sollte mein Beitrag einige Stationen auf dem Weg des Troia-Mythos und seiner Instrumentalisierung für Europa bis hin zum modernen Anatolismus aufzeigen.

Warum diese Verbindung so erfolgreich war und immer wieder reflektiert und aktualisiert wurde, lässt sich aus mehreren Faktoren erklären. Einmal ist das hohe Alter des Mythos wichtig und neben der Bibel geradezu einzigartig. Hinzu kommt die Verknüpfung des als historisch erachteten Geschehens mit einem konkreten Ort. Zudem handelte es sich für christliche Europäer um das erste Großereignis in der säkularen Geschichte, dazu in der Verbindung mit der Gründung Roms. Weiterhin haben die vielen Verarbeitungen des Mythos in der Literatur – von Homer über Shakespeare und Goethe bis hin zu Christa Wolf – dafür gesorgt, dass sich die Vorstellung von einem Grundtext der europäischen Literatur eingepreßt hat. Schließlich drehen sich einzelne Stränge des Troia-Mythos um wichtige Themen der europäischen Zivilisation – Liebe und Täuschung, Sieg und Verlust, heroischer Westen und dekadenter Osten, menschliches Wollen und göttlicher Wille;

<sup>100</sup> Vgl. dazu Linda-Marie Günther (Hg.): *Die Wurzeln Europas in der Antike, Bildungsballast oder Orientierungswissen?*, Bochum 2004, außerdem die Analysen bei Dahlheim, Erben (Anm. 52.) und Hartmann, Osten (Anm. 31).

<sup>101</sup> Girardet, *Alte Geschichte* (Anm. 15), S. 10.

<sup>102</sup> So explizit Alexander Demandt: *Was wäre Europa ohne die Antike?*, in: Peter Kneißl, Volker Losemann (Hg.): *Alte Geschichte und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift für Karl Christ*, Darmstadt 1988, S. 113-129, hier S. 114f.

<sup>103</sup> Vgl. exemplarisch Bernd Schneidmüller: *Die mittelalterlichen Konstruktionen Europas. Konvergenz und Differenzierung*, in: Heinz Duchhardt, Andreas Kunz (Hg.): *‚Europäische Geschichte‘ als historiographisches Problem*, Mainz 1997, S. 5-27.

nicht zuletzt wurde Troia und der Troianische Krieg zum Synonym sinnloser Kriegszerstörungen der Neuzeit.<sup>104</sup>

Eine wichtige Erkenntnis scheint mir zu sein, dass wir uns der Produktion *neuer* Geschichtsmythen nicht nur verweigern, sondern vor allem kritisch fragen, auf welche Weise und zu welchem Zweck solche Konstrukte in Umlauf gebracht werden.<sup>105</sup> Es gibt jedenfalls hinreichend Beispiele in der europäischen, ebenso auch in der deutschen Geschichte, denen zufolge sich oft genug die Gefährlichkeit solcher Konstruktionen erwiesen hat. Es sollte zu den Kompetenzen einer europäischen Gesellschaft auch das Vermögen gehören, Europa im Horizont seiner verschiedenen kulturellen Traditionen zu denken und kritisch mit den eigenen historischen Prägungen umzugehen.<sup>106</sup>

---

<sup>104</sup> Diane P. Thompson: *The Trojan War: Literature and Legends from the Bronze Age to the Present*, Jefferson 2003, S. 11f.

<sup>105</sup> Jürgen Osterhammel: *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*, München 1998, bes. S. 41f.

<sup>106</sup> Vgl. Hartmut Kaelble: *Europabewusstsein, Gesellschaft und Geschichte. Forschungsstand und Forschungschancen*, in: Rainer Hudemann, Hartmut Kaelble, Klaus Schwabe (Hg.): *Europa im Blick der Historiker. Europäische Integration im 20. Jahrhundert: Bewusstsein und Institutionen* (*Historische Zeitschrift*, Beihefte 21), München 1995, S. 1-29.

## Jakob Brucker und die Eklektik<sup>1</sup>

Michael Albrecht

Die Wandlungen, die der Begriff der Eklektik durchgemacht hat, machen die Gliederung des Themas in sechs Abschnitte erforderlich:

- 1) Der heutige Begriff Eklektik.
- 2) Bruckers historiographische Disposition, wobei die ältere und die mittlere Bedeutung des Begriffs auftauchen.
- 3) Eine Anmerkung zur begriffsgeschichtlichen Methode.
- 4) Eklektik als ein Leitbegriff, als ein Hoffnungsträger des modernen Denkens: fünf Motive dafür.
- 5) Der Wandel des Begriffs Eklektik.
- 6) Nochmals zu Brucker und über die ältere und die mittlere Bedeutung von Eklektik.

1) Im Zeitalter der Postmoderne ist (fast) alles erlaubt. Man darf z. B. wieder gegenständlich malen, man darf wieder bauen wie Albert Speer. Zwar darf man nach wie vor auch abstrakt malen, und man darf bauen wie Gropius und seine Nachfolger; insofern spricht man von der postmodernen Beliebigkeit. Ebenso kennzeichnend ist aber jene Relativierung früherer Tabus, ist die Rehabilitierung von Ideen und Begriffen, die, solange man noch an irgendeinen Fortschritt glaubte, für überholt und abgetan gehalten wurden. In der Architekturkritik des 19. Jahrhunderts war ‚Eklektizismus‘ die tadelnde Bezeichnung für das wahllose Aufgreifen historischer Vorbilder und besonders für das Vermengen verschiedener historischer Stilformen.<sup>2</sup> Nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich diese Kritik durchgesetzt; es war verpönt, eklektizistisch zu bauen. In der Postmoderne gilt dies nicht mehr; man denke nur an die funktionslosen griechisch-römischen Säulen, die wiedergekehrt sind, obwohl sie als eklektizistisch verstanden werden. Das bedeutet: Der gebaute Eklektizismus wird mit Absicht gebaut; man weiß, was man tut. Im Zeitalter der Postmoderne tut man dies mit neuem Selbstbewusstsein. An den griechischen Wortsinn anknüpfend, empfiehlt z. B. Charles Jencks einen

---

<sup>1</sup> Vortrag von Professor Dr. Michael Albrecht aus Trier, gehalten am 11. Juni 2001 in der Vortragsreihe „Colloquium Augustanum“ des Instituts für Europäische Kulturgeschichte an der Universität Augsburg.

<sup>2</sup> Vgl. Michael Albrecht: Eklektik. Eine Begriffsgeschichte mit Hinweisen auf die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte (Quaestiones 5). Stuttgart-Bad Cannstatt 1994, S. 620f. (im folgenden: Albrecht).

radikalen Eklektizismus, und er meint damit eine Architektur, die ihre Elemente bewusst auswählt, denn ‚eklektike‘ heißt ‚auswählend‘.<sup>3</sup> Insofern ist der Eklektiker kein schwächerer, unselbständiger Epigone mehr, der bloß aus Mangel an Originalität aus fremden Quellen schöpft und diese vermischt.

Doch was für die postmoderne Architektur gelten mag, gilt noch lange nicht für die gegenwärtige Philosophie. Eine selbstbewusste Eklektik (den pejorativen -ismus abstreifend) vermag man nicht zu erblicken.<sup>4</sup> Der Begriff hat es zwar zu einiger Bekanntheit gebracht, doch bedeutet er in der Philosophie (und weit darüber hinaus) nicht die bewusste Auswahl, sondern das unschöpferische Nachahmen und Vermengen.<sup>5</sup> Semantisch gesehen, hat sich die Bedeutung des Wortes ‚eklektisch‘ vom griechischen Wortsinn abgelöst; ‚eklektisch‘ ist ein bloßes Fremdwort – jedenfalls im Deutschen. Wenn man heutzutage über einen Philosophen sagt, er sei ein Eklektiker – meistens heißt es: *bloß* ein Eklektiker –, dann hat man einen unselbständigen Denker minderen Ranges vor Augen, der nicht darüber hinauskommt, bei verschiedenen älteren Autoren zu borgen und deren Lehren auf mehr oder weniger durchdachte Weise zu verknüpfen.

2) Giordano Bruno, Girolamo Cardano, Francis Bacon, Thomas Campanella, Thomas Hobbes, René Descartes, Gottfried Wilhelm Leibniz, Christian Thomasius – dies ist die Reihe der Eklektiker bei Jacob Brucker.<sup>6</sup> Es sind die großen Gründerväter der neuzeitlichen Philosophie, die uns hier als Eklektiker präsentiert werden. Offensichtlich verstand Brucker unter Eklektik etwas anderes als wir heute.

Zunächst ist festzuhalten, dass dieser Begriff bei Brucker für die neueste Zeit reserviert ist. Bruckers Disposition sieht so aus, dass die dritte und letzte Periode der Philosophie, genauer, die Erneuerung der Philosophie nach dem Mittelalter,

<sup>3</sup> Ebd. S. 665.

<sup>4</sup> Vgl. auch die detaillierte Arbeit von Michael Hellenthal: Eklektizismus. Zur Ambivalenz einer Geisteshaltung und eines künstlerischen Konzepts (Arbeiten zur Ästhetik, Didaktik, Literatur- und Sprachwissenschaft 17). Frankfurt am Main [u. a.] 1993. Manche Zitate halten allerdings einer Nachprüfung nicht Stand; vgl. z. B. S. 266, Anm. 20 („der Eklektiker“ kommt nicht vor) oder S. 16, Anm. 45: „das umfangreiche Werk von Eugène Emmanuel Viollet-le-duc (L'Éclectisme Raisoné [repr. Paris, 1984])“. Es gibt kein Werk von Viollet-le-Duc, das diesen Titel trüge und 1984 nachgedruckt worden wäre. Gemeint ist vielmehr eine kleine Auswahl aus seinen Schriften, die Bruno Foucart 1984 herausgegeben und mit einem Titel versehen hat, von dem er selber im Vorwort sagt, dieser sei eine Provokation gegenüber Viollet-le-Duc, der den „éclectisme“ sein Leben lang bekämpft habe (vgl. auch Albrecht, S. 621).

<sup>5</sup> Vgl. Gerhard Strauß, Ulrike Haß, Gisela Harras: Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 2). Berlin, New York 1989, S. 605–608.

<sup>6</sup> Jacob Brucker: *Historia critica philosophiae* (im Folgenden: *Historia*). 4 Bde. (Bd. 4 in 2 Teilen) u. Appendix. Leipzig 1742–1744 u. 1767 (Nachdruck Hildesheim, New York 1975); Bd. 4/2.

mit der Wiederbelebung der antiken Sekten einsetzt, beginnend mit dem Platonismus Dantes und Petrarca. Diese ‚philosophia sectaria‘ reicht bis weit ins 17. Jahrhundert hinein, z. B. in Gestalt von Pierre Gassendi, der Epikur erneuerte, von Henry More, dem Platoniker, oder von Jakob Thomasius, dem Aristoteliker (Periode 3, Teil 1).<sup>7</sup> Vorbereitet durch Bruno und Cardano, begann zu Anfang des 17. Jahrhunderts mit Bacon die eklektische Philosophie, der die volle Sympathie des Historikers gehört. In seiner deutschen Philosophiegeschichte, die der umfangreichen, lateinischen ‚Historia critica philosophiae‘ zugrunde liegt, heißt es, dass „diese Eclectische Art zu philosophiren die richtigste und wichtigste“ sei.<sup>8</sup> Dass die traditionellen Sekten parallel dazu weiter bestanden, beschäftigt Brucker weniger, als dass die Ablehnung der traditionellen ‚philosophia sectaria‘ nicht nur zur ‚philosophia eclectica‘ führte, welche sich aber als Abwege erwies, da sie aus einer Überschätzung oder Unterschätzung der geistigen Fähigkeiten des Menschen hervorgingen. Denn beides brachte sowohl die Theosophie hervor als auch die moderne Skepsis.<sup>9</sup> Zu dieser dritten, wiederum sektiererischen Entwicklungslinie *neben* der traditionell-sektiererischen und der eklektischen gehören ferner die mosaische Philosophie und die modernen Synkretisten (ebenfalls in Teil 1).

Die eklektische Philosophie (Periode 3, Teil 2) wird in zwei Büchern behandelt. Buch 1 enthält die eben genannten ‚restauratores philosophiae eclecticae‘, die für Brucker „die gesamte eklektische Philosophie erneuerten“.<sup>10</sup> Buch 2 schildert demgegenüber „die Verbesserung der Philosophie in ihren einzelnen Teilen“; gemeint sind die einzelnen Disziplinen der Philosophie (Logik, Naturphilosophie, Metaphysik, Ethik und Politik). Zu den hier behandelten Denkern gehören z. B. Kopernikus und Newton, Malebranche und Locke, Machiavelli und Grotius. Auch wenn die Überschrift des zweiten Buches den Begriff ‚eklektisch‘ nicht enthält, so handelt es sich doch auch hier um eklektische Philosophie, ja, sogar um ihren „vornehmsten Teil“.<sup>11</sup> In den Texten beider Büchern taucht der Begriff jedoch nur gelegentlich auf.<sup>12</sup> Worin das Eklektische der großen Namen besteht, enthüllt sich nicht auf den ersten Blick.

Bleiben wir aber zunächst bei der Disposition, denn sie bringt eine Schwierigkeit mit sich. Die Vertreter der Disziplinen setzen nämlich nicht erst – wie die großen Erneuerer der gesamten Philosophie – im 17. Jahrhundert ein. Der Logiker Petrus Ramus gehört in die Mitte des 16. Jahrhunderts, Montaigne – für Brucker

<sup>7</sup> Bd. 4/1.

<sup>8</sup> Jacob Brucker: Kurtze Fragen aus der Philosophischen Historie (im folgenden: Kurtze Fragen). 7 Teile und Zusätze (=Teil 8). Ulm 1731–1737; Bd. 7, S.3\*.

<sup>9</sup> Historia Bd. 4/1, S. 536f., vgl. Kurtze Fragen Bd. 6, S. 851.

<sup>10</sup> Bd. 4/2, S. 3, vgl. z. B. S. 335.

<sup>11</sup> Bd. 4/2, S. 544.

<sup>12</sup> z. B. Bd. 4/2, S. 570, 618, 625, 727f.

kein Skeptiker, sondern ganz ausdrücklich ein Eklektiker<sup>13</sup> – in dessen zweite Hälfte. Die Frage, wann für Brucker die eklektische Philosophie begann, lässt sich also nicht eindeutig beantworten. Hier sei angemerkt, dass Brucker schon bei seiner Reihenfolge Bruno – Cardano die Chronologie umkehrte. Viel wichtiger ist, dass eigentliche Eklektik nur in der Neuzeit auftaucht: Die großen Denker der Antike und des Mittelalters verdienen den Titel eines Eklektikers nicht.<sup>14</sup>

Was nun der Begriff Eklektik bedeutet, so ist innerhalb der umfangreichen Einleitung zur dritten Periode der Philosophiegeschichte unter der Überschrift „Restituta philosophia eclectica“ (Die wiederhergestellte eklektische Philosophie) davon die Rede, dass scharfsinnige Männer die ‚philosophia sectaria‘ verließen, um vorurteilsfrei aus den Meinungen der anderen dasjenige auszuwählen, was ihnen gefiel (und das übrige aus dem Fundus des eigenen Ingeniums zu ergänzen), bzw. um eine kluge Auswahl (electio) unter den über die einzelnen Sekten verteilten Wahrheiten zu treffen. Nichts anderes als die ursprüngliche Wortbedeutung ist es, die sich hier geltend macht: Eklektik als Auswahl.<sup>15</sup> In der Einleitung zum ersten Buch des Eklektik-Teils<sup>16</sup> findet sich dagegen eine lange Definition des ‚eclecticus philosophus‘, der vorurteilsfrei bloß seiner Vernunft folge, um aus der Betrachtung der Dinge klare und evidente Grundsätze zu schöpfen, aus denen er dann Schlussfolgerungen ableite. Der heutige Leser dürfte hier deutlichere Konturen vermissen. Der Auswahl-Aspekt kommt dann zwar noch vor, aber er wird ins zweite Glied verwiesen: Nachdem der Eklektiker seine ‚norma‘ aufgestellt hat,

<sup>13</sup> Bd. 4/2, S. 722f.

<sup>14</sup> Vgl. aber unten Anm. 37.

<sup>15</sup> Bd. 4/1, S. 115; vgl. ebd. die schwierig zu übersetzende Wendung ‚verum a falso seligere‘. – Dagegen behauptet Schneider, die Bedeutung ‚Auswahlphilosophie‘ stehe ‚durchaus im Gegensatz zum zeitgenössischen Sprachgebrauch‘. Siehe Ulrich Johannes Schneider: Das Eklektizismus-Problem der Philosophiegeschichte. In: Jacob Brucker (1696–1770). Philosoph und Historiker der europäischen Aufklärung, hrsg. von Wilhelm Schmidt-Biggemann und Theo Stammen (Colloquia Augustana 7). Berlin 1998, S. 135–158; S. 152, Anm. 48. Schneider legt sich hier in der Sache nicht nur mit Brucker an, sondern auch mit mir, der ich ‚Eklektik‘ etymologisch als ‚Auswahlphilosophie‘ definiert hätte. In dem Brucker-Abschnitt meines Eklektik-Buches (Albrecht S. 545–550) habe ich vielmehr dargestellt, dass Brucker zwar die Auswahlbedeutung von Eklektik kannte und verwendete. Aber: ‚Für seine Behandlung der antiken wie der neuzeitlichen Eklektik ist diese Wortbedeutung, ist Auswahl [...] ganz unerheblich‘ (S. 546 – Schneider zitiert nur S. 548f.). – Da mit dem Begriff ‚etymologisch‘ offensichtlich die begriffsgeschichtliche Forschung diskreditiert werden soll, beraubt Schneider seine Brucker-Interpretation einer ganz wichtigen Dimension des Verstehens.

<sup>16</sup> Historia Bd. 4/2, S. 4. In den Kurtzen Fragen (Bd. 4, S. 1084) sagt es Brucker so: ‚Im Unterschied zu den Kirchenvätern verstehen wir unter ‚Philosophia Eclectica‘ eine freie und bedachtsame Erwegung einer Sache aus ihren principiis mit ihren Folgen, und die darnach eingerichtete vernünftige Auswahl der damit übereinkommenden Meynungen der Philosophorum [...] weil unser Begriff allein auf die principia rationis gehet.‘

‚rezipiert‘ er beim Lesen anderer Lehrgebäude nichts, was nicht der Strenge der Gründe und der Härte des Beweises Genüge leistet.

Sieht man sich daraufhin die Darstellungen der genannten großen Eklektiker an, so stellt man fest, dass ihre Gemeinsamkeit für Brucker keineswegs darin besteht, dass jeder von ihnen auf seine Weise ein auswählender Philosoph gewesen wäre. Also scheint für sie jene andere Bedeutung von Eklektik zu gelten, die in der Definition des eklektischen Philosophen ziemlich unscharf auftaucht. Um diese Definition äußerlich von der alten Wortbedeutung und von unserer heutigen Auffassung zu unterscheiden, möchte ich hier von einer mittleren Bedeutung des Wortes Eklektik sprechen. Nur soviel ist bisher klar: Auswahl ist hier nicht gemeint. Wollte man Bruckers lateinische Philosophiegeschichte ins Deutsche übersetzen, könnte man ‚eclecticus‘ an den allermeisten Stellen nicht mit ‚auswählend‘ wiedergeben, sondern müsste das Wort unübersetzt lassen, d.h. man müsste, so wie wir das heute tun, das Fremdwort ‚eklektisch‘ einsetzen. Auch Brucker lässt in seiner deutschen Philosophiegeschichte den Begriff gleichfalls unübersetzt, indem er von der „Eclektischen Philosophie“ spricht.<sup>17</sup> Aber was wird über die großen Philosophen denn nun mit dem Ehrentitel ‚Eklektiker‘ ausgesagt?

Unser Verständnisproblem besteht also nicht nur darin, dass bei Brucker zwei verschiedene Auffassungen von Eklektik, wobei die eine der alten Wortbedeutung folgt, nebeneinander ihren Niederschlag finden, sondern auch darin, dass die andere, anscheinend wichtigere mittlere Bedeutung im ersten Zugriff schwer auf den Begriff zu bringen ist.

3) Hier hilft die begriffsgeschichtliche Methode weiter, also die historische Erforschung des Begriffs Eklektik. Nicht bei allen Begriffen kann diese Methode den großen Türöffner abgeben, man denke z. B. an den Begriff der Skepsis, den wichtige Philosophen, die man zu Recht als Skeptiker bezeichnen kann, nur marginal oder gar nicht verwendeten. Obwohl die Begriffsgeschichte auch in solchen Fällen interessante Ergebnisse liefert, indem sie die Gründe erhellt, warum manchmal die Hemmschwelle bei der Benutzung anrühiger Begriffe überschritten werden konnte, so kommt der ideengeschichtliche Aspekt doch dabei notwendigerweise zu kurz.<sup>18</sup>

Beim Begriff der Eklektik sieht es dagegen anders aus. Lange Zeit war er überhaupt nicht übel bekundet, sondern konnte anstandslos verwendet werden. Damit hat die Begriffsgeschichte ein aussagekräftiges Fundament, und es zeigt sich erstens: Die historische Genauigkeit, zu der die begriffsgeschichtliche Me-

<sup>17</sup> Kurtze Fragen Bd. 7, Kap. 1.

<sup>18</sup> Vgl. z. B. meinen Artikel ‚Skepsis; Skeptizismus II‘ (in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. von Joachim Ritter<sup>†</sup> und Karlfried Gründer. Bd. 9. Basel 1995, Sp. 950–974 – begriffsgeschichtlich) mit dem Artikel ‚Skeptizismus‘ (in: Der Neue Pauly: Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte, hrsg. von Manfred Landfester [in Arbeit] – ideengeschichtlich).

thode zwingt, macht uns frei von der Bindung an die heutige Bedeutung des Wortes als unselbständiges Vermischen, d.h. von der Projektion dieser Bedeutung in die Philosophiegeschichte hinein, so dass alle unselbständigen Autoren, sofern sie keiner bestimmten Sekte angehörten, zu Eklektikern getauft würden, also nach einer Art Abstrichmethode. Zweitens ist es möglich, mit dem Begriff der Eklektik der Idee der Auswahl ein schärferes Profil zu geben. Denn man könnte ja fragen: Haben nicht alle Philosophen ausgewählt, – die einen (wie z. B. Christian Wolff) mehr, die anderen (wie z. B. Kant) weniger –, so dass alle Philosophen mehr oder weniger Eklektiker sind? Die Begriffsgeschichte befreit die Auswahl-Idee von dieser Waghait und zeigt, dass es sehr wohl eine bewusste, kriteriengeleitete Auswahl gab, die sich als Eklektik verstand. Drittens lehrt schon der erste begriffsgeschichtliche Zugriff, nämlich der Vergleich der Wörterbücher verschiedener Sprachen, dass der Verlust der ursprünglichen Wortbedeutung (Auswahl) in erster Linie ein deutscher Sonderweg ist. Weil heutzutage ‚eclectic‘ im Englischen 1) ‚auswählend‘, 2) ‚eine Auswahl darstellend‘ bedeutet,<sup>19</sup> können wir es nicht mit ‚eklektisch‘ wiedergeben. Die zweite Bedeutung finden wir z. B. in „The eclectic gourmet guide to Chicago“ (1998) oder in einer Enzyklopädie von 1997,<sup>20</sup> die „the most [...] eclectic of all the [...] disciplines“ – also die beste Auswahl – vereinigt, denn ‚das Eklektischste‘ würden wir hier ebenso wenig sagen wie wir von einem ‚eklektischen‘ Führer für Feinschmecker sprechen würden, weil man im Deutschen bei ‚eklektisch‘ eben nicht mehr an Auswahl denkt.<sup>21</sup>

4) Wirft man nun einen kurzen Blick auf die *Ergebnisse* der begriffsgeschichtlichen Forschung, so zeigt sich zunächst, dass aus Bruckers Reihe der großen Eklektiker nur Christian Thomasius, und auch der nur mit Einschränkungen, übrig bleibt.<sup>22</sup> Auch wenn man andere Namen wie Spinoza oder Locke hinzunimmt, stößt man auf keinen anderen bekannten Denker, bei dem der Begriff der Eklektik Fuß fassen konnte. Und dennoch gehörte dieser Begriff, und zwar in seinem alten Wortsinn als Auswahl, zu den Hoffnungsträgern des neuzeitlichen Philosophierens, als dieses sich daran machte, die Scholastik zu überwinden. Der große Hebel, der dabei angesetzt wurde, war die Wiederbelebung der Antike, und darum spricht man von Renaissance. Zu den antiken Texten, die jetzt wieder entdeckt wurden, gehörte auch die Philosophiegeschichte des Diogenes Laertios mit dem Bericht über die „auswählende Sekte“ (eklektike hairesis) des Potamon von Alexandria, der aus jeder der Sekten auswählte, was ihm gefiel. Diogenes Laertios wurde ins Lateinische übersetzt, diese Übersetzung wurde 1472 erstmals gedruckt,

<sup>19</sup> Langenscheidts Großwörterbuch Englisch-Deutsch. Berlin [u. a.] 1972, v. eclectic. Collier's Dictionary. New York [u. a.] 1988, v. eclectic.

<sup>20</sup> Aus der Werbung für The Encyclopedia of Cultural Anthropology. London 1997.

<sup>21</sup> Im Unterschied auch zum Französischen. So heißt es z. B. bei Hachette (Dictionnaire du Français. Paris 1987, v. éctectique): „Qui choisit dans divers genres...“.

<sup>22</sup> Vgl. Albrecht S. 398ff.

bis 1500 erschienen weitere sechs Ausgaben.<sup>23</sup> Es ging dabei um weit mehr als um bloße historische Informationen oder Erinnerungen. Der neu erwachte historische Eifer der Renaissance war ja kein Selbstzweck, sondern war auf Anregungen, ja, auf Vorbilder aus, die für die Gegenwart fruchtbar gemacht werden konnten, man denke z. B. an die Architektur. Damit stand auch die Arbeit der Philosophiehistoriker unter dem Vorzeichen der aktuellen Relevanz. Der Sinn der historischen Arbeit bestand nicht nur in dem sachkundigen Erschließen des Gewesenen, sondern auch in der Übersetzung, der Verlebendigung des Gewesenen für die Gegenwart. Dazu gehörte in unserem Fall, dass man die Diogenes Laertios-Stelle kommentierte bzw. anreicherte durch Verweise auf manche ähnlichen Gedanken, z. B. bei Cicero, oder auf das Apostelwort „Prüft alles, das Gute behaltet!“ Noch verbreiteter war ein Horaz-Zitat, das der Freiheit, die dem Auswählen zukommt, den treffenden Ausdruck zu geben schien: „Ich bin auf keines Meisters Worte zu schwören verpflichtet“ („Nullius addictus iurare in verba magistri“).<sup>24</sup> Denn wer aus allen Sekten auswählt, ist keiner bestimmten Sekte zugehörig; er ist frei von der Bindung an den einen Meister, mag dessen Name auch Platon oder Aristoteles sein. Sofern nun die Philosophiegeschichte aus der Geschichte der philosophischen Sekten besteht, was man von Diogenes Laertios übernahm, gibt es also eine Sekte, die gar keine Sekte ist: „secta non secta“.<sup>25</sup> Die ebenfalls aus dem Altertum stammende *Kritik* an der Sektenbindung der Philosophie, an deren Auseinanderfallen in die verschiedenen Sekten und an deren Einseitigkeit, führte die philosophische Historiographie also wie von selbst dazu, jene eklektische Sekte zu empfehlen, weil diese die Bindung an die je einzelne Sekte ebenso wie die Zerrissenheit der Philosophie dadurch behebt, dass sie frei aus allen Sekten das Wahre auswählt und vereinigt. Und so beschließt z. B. Gerardus Joannes Vossius seine maßgebliche Philosophiegeschichte von 1657 mit einem Kapitel über die eklektische Sekte, in dem das auswählende Philosophieren als die beste – freilich auch als die schwierigste – Art des Philosophierens gerühmt wird. Diese Empfehlung erscheint als das konsequente Resultat einer an den Sekten orientierten, gleichzeitig die Sektenbindung bedauernden Geschichtsschreibung.<sup>26</sup> Kein Wunder, dass sich mit dem Begriff Eklektik Hoffnungen verbanden, die über den Rahmen der Historiographie weit hinausgingen und ihn zu einem Leitbegriff der Frühmoderne machten. Bleiben wir zunächst bei dem Problem der Sekten als solcher. Justus Lipsius z. B. erörtert 1604 dieses Problem. Es gibt keinen Philosophen, bei dem alles, was er gesagt hat, wahr wäre. Also muss man auswählen. Und Lipsius beschwört unseren Potamon: „Erscheine, erscheine, bester der Philosophierenden:

---

<sup>23</sup> Ebd. S. 98f.

<sup>24</sup> Ebd. S. 38ff., 57ff., 46ff.

<sup>25</sup> Ebd. S. 141.

<sup>26</sup> Ebd. S. 251ff.

Den Weg zum Heiligtum der Wahrheit hast du beschritten!<sup>27</sup> Eklektik empfiehlt sich also, um die Einseitigkeit der Sekten zu überwinden.

Zweitens steht Eklektik für die ‚Freiheit des Philosophierens‘, genauer: Diese Forderung konnte sich in der Idee der freien Auswahl konkretisieren, so z. B. bei dem Leidener Philosophen Henricus Bornius, dessen Antrittsvorlesung „De Vera Philosophandi Libertate“ von 1654 in den Lobpreis der eklektischen Philosophie mündet, verwirklicht sich doch jene Freiheit des Philosophierens nicht als bloße Ablehnung der Autoritätshörigkeit, sondern als vernünftige Prüfung und Beurteilung der Lehrsätze aller Sekten.<sup>28</sup>

Drittens verbindet sich damit die Hoffnung auf Frieden in der Philosophie. Deren Sekten sind ja nicht nur einseitig, sondern sie stritten auch ständig untereinander, was seit alters her angeprangert wurde. Der Eklektiker aber ergreift nicht Partei für oder gegen *eine* Sekte, sondern sucht bei *allen* Sekten nach wahren Einsichten, und damit entfällt der Aspekt des Kampfes. Auch untereinander haben die Eklektiker keinerlei Anlass, anders als friedlich miteinander umzugehen. Darum kann auch die Forderung nach religiöser Toleranz auf die Eklektik zurückgreifen, denn wenn man davon ausgeht, dass jeder sich seine Religion selbst ausgewählt hat, dann kann man diese individuelle Auswahl dadurch legitimieren, dass man sich auf die Idee der Eklektik beruft. Diese Toleranz hat dann auch für die verschiedenen religiösen Sekten zu gelten, und so trägt Jeremy Taylors berühmtes Buch von 1647 den Titel „Theologia eklektike, or, A Discourse of the Liberty of Prophesying“ („Eklektische Theologie oder Abhandlung über die Freiheit der Verkündigung“).<sup>29</sup>

Viertens führt ein Weg vom Synkretismus zur Eklektik. Mit Synkretismus ist dabei nicht das gemeint, was Brucker und viele andere darunter verstanden, nämlich ein unselbständiges Vermischen (also ungefähr der heutige Inhalt des Eklektik-Begriffs). Dieses Zerrbild des Synkretismus ist wesentlich auf das Bemühen der Eklektiker zurückzuführen, bloß nicht verwechselt zu werden. Am Anfang hatte der Synkretismus der Renaissance aber seinen guten Sinn, ließ er doch seinerseits die sektiererische Abhängigkeit hinter sich. Insbesondere ging es um Platon und Aristoteles; beide so großartige Denker, dass es blind und einseitig wäre, wollte man sich für einen von beiden entscheiden und damit einen Teil aufgeben. Also statt dessen die Vereinigung beider, conciliatio – dies wollte der ursprüngliche Synkretismus! Wie aber kann man die Vereinigung praktizieren? Durch die Auswahl des jeweils Richtigen, antwortete Jacopo Mazzoni (1597). Er ist der erste, der sich selbst als Eklektiker („elector“) bezeichnete.<sup>30</sup>

<sup>27</sup> Ebd. S. 144ff.

<sup>28</sup> Ebd. S. 228ff.

<sup>29</sup> Ebd. S. 197ff.

<sup>30</sup> Ebd. S. 128ff.

Fünftens konnte die Idee der freien Auswahl zur Beantwortung der Frage beitragen, auf welche Art und Weise der wissenschaftliche Fortschritt sich vollziehen sollte bzw. wie der Fortschritt gesichert werden kann. Hier ist zunächst die Erinnerung daran nötig, dass die Naturwissenschaft nicht nur für die Renaissance (z. B. Mazzoni), sondern noch im 18. Jahrhundert ein Teil der Philosophie war, ja, dass sie lange Zeit unter dem Namen Physik zum Kernbereich der Philosophie gehörte.<sup>31</sup> Die Physik in jenem weiten, die gesamte Naturwissenschaft umfassenden Sinn, wurde als *Philosophia naturalis* verstanden; dementsprechend lautet z.B. der Titel von Isaac Newtons wichtigstem Werk „*Philosophiae naturalis principia mathematica*“ (1687).<sup>32</sup> Und Descartes' erste Publikation, der „*Discours de la méthode pour bien conduire sa raison & chercher la vérité dans les sciences*“ („Abhandlung über die Methode, seine Vernunft richtig zu gebrauchen“, 1637) enthält einen Anhang, der aus drei „*essais de cete Méthode*“ besteht, also aus Anwendungen oder Fallbeispielen. Es handelt sich um die Dioptrik, die Meteorologie und die Geometrie.

Ich kehre zu meinem Thema zurück. Einen ersten Schritt vollzog Francesco Redi, der in Deutschland viel zu wenig bekannte Entdecker der Tatsache, dass nur lebende Organismen Leben hervorbringen können, dass es also keine Urzeugung gibt. Redi kam zu seinen bahnbrechenden Entdeckungen mit Hilfe von Experimenten, und er wusste, dass er damit den Rahmen der traditionellen aristotelischen Physik und damit der Wissenschaft überhaupt verließ. Um seine Forschungsweise zu legitimieren, anders gesagt: um dem faktischen Fortschritt so etwas wie eine Theorie beizugeben, griff Redi auf die Idee der freien Auswahl zurück. Überall kann man Lösungsvorschläge finden – derjenige Vorschlag ist zu wählen, der sich im Experiment bestätigen lässt. Zu den Stärken von Redis Ansatz gehört, dass er dabei nicht von neuen Wahrheiten, sondern von Wahrscheinlichkeiten spricht.<sup>33</sup> Denn dadurch wird der weitere Fortschritt der Wissenschaft verstehbar.

Johann Christoph Sturm, in dessen Werk sich die Idee der Eklektik vollendet, konnte in einem zweiten Schritt, an Redi anknüpfend, den Probabilismus Robert Boyles auf schlüssige Weise mit der Eklektik verbinden: Schritt für Schritt dringt die Forschung in den Ozean des Wissenswerten vor, aber so, dass nur die Phänomene als solche feststehen, nicht deren Erklärungen. Hier kann es sich nur um Hypothesen handeln, unter denen anhand eines Kriterienkataloges immer wieder aufs Neue auszuwählen ist, verstanden als das Abwägen des Mehr oder Weniger an Wahrscheinlichkeit. Kein einzelner Forscher kann alles wissen, aber alle –

<sup>31</sup> Ebd. S. 177ff.

<sup>32</sup> Darum heißt die experimentierende Naturwissenschaft „*philosophia experimentalis*“. Isaac Newton: *Opera omnia*. Bd. 3. London 1782 (Nachdruck Stuttgart-Bad Cannstatt 1964), S. 4 (=Philosophiae naturalis principia mathematica, lib. III, regula IV)

<sup>33</sup> Vgl. Albrecht S. 259ff.

erklärt Sturm – tragen durch eigene Entdeckungen und Hypothesen sowie durch die Überprüfung der Hypothesen der anderen Forscher zu jenem umfassenden Lernprozess bei, der den wissenschaftlichen Fortschritt ausmacht. Die Arbeitsweise der Akademien, besonders der Londoner Royal Society, ist für Sturm das beste Beispiel für die Organisation und das Funktionieren des sich immer mehr verbessernden Auswählens.<sup>34</sup> Von heute aus gesehen, bildet diese eklektische Wissenschaftstheorie den Gipfel in der Geschichte des Begriffs Eklektik. Dieser Begriff entschlüsselt hier, wie die Wissenschaft vorzugehen hat und wie sie de facto arbeitet, auch wenn sie sich selber gar nicht um den Begriff Eklektik kümmert. In Sturms Dissertation „De Philosophia Sectaria et Electiva“ (1679) werden all die genannten Motive, die für die eklektische Philosophie sprechen, auf überzeugende Weise gebündelt und um einen Vorschlag zur Geschichtsschreibung ergänzt. Weil es für Sturm nur zwei Arten des Philosophierens gibt, die sektiererische und die eklektische, folgert er: Da Sektierer nicht selber neue Sekten gründen können, müssen die Sektengründer – im Unterschied zu ihren Anhängern – Eklektiker gewesen sein, die ihre Systeme durch Auswahl schufen. Von Platon und Aristoteles bis hin zu Descartes gewinnt die Historiographie damit die prominentesten Namen für die Eklektik.<sup>35</sup> Dieser Ansatz kehrt bei Christian Thomasius<sup>36</sup>, Budde<sup>37</sup> und Brucker wieder, allerdings (wie wir gesehen haben) auf die Neuzeit beschränkt.<sup>38</sup>

Viel stärker zeitgebunden ist dagegen die tatsächliche Auswahl, die Sturm in seinem gigantischen Opus magnum, der „Physica Electiva sive Hypothesica“ (Bd. 1: 1697, Bd. 2: 1722, Bd. 3 verloren), vollzog.<sup>39</sup> Sturms Kriterien der Auswahl interessieren uns viel mehr als das faktisch Ausgewählte. Immerhin belegt dieses Werk, dass es sehr wohl gelingen konnte, eine Auswahl nicht nur zu propagieren, sondern sie auch am Material selbst durchzuführen.<sup>40</sup> Immer handelte es sich dabei aber um die Naturwissenschaft – auch wenn man an den von Sturm anvisierten, sowohl implizit als auch explizit auswählenden Fortschritt in der ‚scientific community‘ denkt. Meine These ist: Weil die ‚Physik‘ zur Philosophie gehörte, musste verborgen bleiben, dass eine Auswahl *nur* auf dem Felde der Naturwissenschaft, zu der man auch die Medizin zählen kann, möglich war –

<sup>34</sup> Ebd. S. 322ff.

<sup>35</sup> Ebd. S. 326f.

<sup>36</sup> Ebd. S. 400.

<sup>37</sup> Ebd. S. 443.

<sup>38</sup> Die ältere Konzeption, dass „alle [!] principes & auctores sectarum Eclectici gewesen“ – also z. B. auch Pythagoras, Platon, Zenon, Aristoteles und Epikur – findet sich dagegen noch in Bruckers Kurtzen Fragen Bd. 3, S. 428f.

<sup>39</sup> Vgl. Albrecht S. 320f.

<sup>40</sup> Sturm war übrigens nicht der erste, der eine Auswahl in Buchform explizit vollzog (ebd. S. 155ff.).

allerdings auch möglich *ist*, man denke nur an die naturwissenschaftlichen Lehrbücher, die in den Schulen verwendet werden. Ein Physiklehrbuch z. B. ist keineswegs auf die Erfindungen eines einzelnen Physikers beschränkt, es reiht andererseits auch nicht wahllos alles Mögliche aneinander, sondern bietet eine Auswahl, hinter der die Leistungen zahlreicher Forscher stehen und die von Auflage zu Auflage, mal mehr, mal weniger, verändert und verbessert wird, um den gültigen Stand der Forschung zu präsentieren. Die Hoffnung auf vergleichbare Lehrbücher der Philosophie (in ihren heutigen Disziplinen) hegt inzwischen niemand mehr, anders gesagt: Die Hoffnung auf gelingende Eklektik im heutigen Kernbereich der Philosophie war aus Gründen, auf die hier nicht näher einzugehen ist, zum Scheitern verurteilt. Der wichtigste dieser Gründe soll aber wenigstens angeschnitten werden.

5) René Descartes gehörte nicht nur zur Reihe jener großen Denker, die, wie erwähnt, für den Begriff der Eklektik keine Verwendung hatten, er begründete auch ein streng methodisch-systematisches Denken, in dessen Bann alle standen, die nach ihm philosophierten, und in dem auch wir noch stehen. Dazu ein Beispiel: Sowohl bei Kant als auch bei Schopenhauer finden sich zweifellos tiefe moralphilosophische Einsichten. Warum kann man nun nicht versuchen, aus beiden Denkern das Beste auszuwählen? Weil das, kurz gesagt, im Verfahren wie im Ergebnis unsystematisch wäre. Diese Sichtweise wurde aber erst durch Descartes eröffnet, was sich am Begriff des Systems selbst festmachen lässt: Bedeutete ‚System‘ früher das geordnete Wissen, so verlangte es jetzt einen aus Prinzipien begründeten Zusammenhang.<sup>41</sup> Weil wir uns das Philosophieren nur systematisch und nicht anders vorstellen können, hat Eklektik in der heutigen Philosophie keinen Ansatzpunkt mehr.

Gleichzeitig wird damit ein erstes Motiv deutlich, warum sich der Begriff der Eklektik veränderte. Besonders seit Christian Wolff die neue Systemidee erstmals auf den Begriff brachte, war die Eklektik dem Stigma des unsystematischen Denkens ausgeliefert. Vielleicht hätte Wolff, der bekanntlich die Scholastik aufarbeitete und große Stoffmassen des traditionellen Denkens in sein System übernehmen konnte, das Problem auch anders betrachten können; vielleicht hätte er sich selbst als eklektisch Auswählenden verstehen können. Er verstand sich aber als Systematiker, und er verstand die Eklektiker als unsystematisch. Auch der Systematiker wertet Bücher aus, aber er rafft nicht, wie der Eklektiker, daraus Beliebigen zusammen.<sup>42</sup>

Was bedeutete diese Sachlage für Philosophen, die den Begriff der Eklektik aufrechterhalten wollten? Sie bedeutete, dass Auswahl nicht mehr das Primäre des

<sup>41</sup> Vgl. Christian Strub: Artikel ‚System‘ im Historischen Wörterbuch (wie Anm. 17), Bd. 10 (1998), Sp. 825–856.

<sup>42</sup> Vgl. Albrecht S. 526ff.

Begriffsinhalts ausmachen konnte. Vom tief greifenden Einfluss des cartesianischen Denkens zeugt die Tatsache, dass schon Johann Franz Budde die Problematik ganz ähnlich auffasste wie nach ihm Wolff, auch wenn Budde noch nicht auf den Begriff des Systems selbst einging. Auch für Budde ist das selbständig erarbeitete, auf Prinzipien gegründete System ausschlaggebend; die Auswahl besteht für ihn bloß darin, innerhalb der älteren philosophischen Lehren festzustellen, was mit diesem System übereinstimmt. Andernfalls würde sich Eklektik in einem bloßen Zusammenkratzen erschöpfen.<sup>43</sup> Bei Bruckers erwähneter Definition des Eklektikers (Eklektik in der mittleren Bedeutung s. Anm. 15) dürfte diese Auffassung seines Lehrers (in Jena) Pate gestanden haben.<sup>44</sup> Warum ist aber bei Budde Eklektik überhaupt noch der Titel- und Leitbegriff? Weil er unter Eklektik in erster Linie das freie, selbständige Philosophieren versteht, und diesen Aspekt will Budde bewahren.

Den Anstoß zu dieser Entwicklung hatte der Begründer der deutschen Aufklärung, Christian Thomasius, gegeben. Wir sehen hier das zweite wichtige Motiv für die Veränderung des Begriffs Eklektik. Denn Thomasius griff insbesondere auf Sturms Dissertation zurück, weil er einen begrifflichen Rahmen für das suchte, was er eigentlich meinte, für das ihm aber – ebenso wie nach ihm Budde und später Brucker – der treffende Begriff noch nicht zur Verfügung stand, nämlich der Begriff der Selbständigkeit. Thomasius bekannte sich zur Eklektik nicht im Wortsinn von Auswahl, sondern wegen der Konnotationen des Eklektik-Begriffs, die diesen als geeignet erscheinen ließen, das von Thomasius Gemeinte mit diesem Begriff auszudrücken.<sup>45</sup>

Zweifellos hätte Thomasius das Wort ‚Selbständigkeit‘ benutzt, wenn es damals schon die heutige Bedeutung gehabt hätte.<sup>46</sup> Statt dessen hatte ‚Selbständigkeit‘ zwei andere Bedeutungen, und zwar diente das Wort erstens als Übersetzung von ‚substantia‘ im metaphysischen Sinne, so dass nur von Gott ausgesagt werden konnte, er sei ein selbständiges Wesen. Zweitens diente ‚selbständig‘ in der

<sup>43</sup> Ebd. S. 434ff.

<sup>44</sup> Ebd. S. 548f. sowie Mario Longo: Geistige Anregungen und Quellen der Bruckerschen Historiographie. In: Jacob Brucker (wie Anm. 14), S. 159–186; S. 164, Anm. 11.

<sup>45</sup> Vgl. Albrecht S. 398ff.

<sup>46</sup> Schneider (wie Anm. 14) behauptet, ich hätte nicht bemerkt, dass im „zeitgenössischen Sprachgebrauch [...] das Moment der Selbständigkeit [...] betont“ werde (S. 152, Anm. 48). Diese Kritik kann man verschieden auslegen. Entweder ist gemeint, meine Feststellung, ‚Selbständigkeit‘ habe im damaligen Sprachgebrauch noch nicht die heutige Bedeutung gehabt, sei falsch. Dann müssten Belege beigebracht werden, was nicht der Fall ist. Oder es geht um ein „Moment“, das noch ohne den Begriff auskommen musste – dann handelte es sich um meine eigene These, die mir hier so heftig („durchaus im Gegensatz“) entgegengehalten würde.

Grammatik als Übersetzung von ‚nomen‘ bzw. von ‚substantivum‘;<sup>47</sup> also auch hier kein Bezug auf den Menschen, sein Denken und sein Handeln. Es gab andererseits auch keinen lateinischen Begriff, der stellvertretend für die heutige Bedeutung von ‚Selbständigkeit‘ hätte benutzt werden können; ‚liberum arbitrium‘ z. B. ist einerseits enger, andererseits allgemeiner als der deutsche Begriff. Diese Selbständigkeit sollte später auch im Begriff des ‚Selbstdenkens‘<sup>48</sup> ihren Ausdruck finden – ein Begriff, der Thomasius, Budde und Brucker ebenfalls noch nicht zur Verfügung stand. Als sich aber diese Begriffe eingebürgert hatten, brauchte man den Begriff der Eklektik nicht mehr, konnte doch das mit ihm Gemeinte nun adäquater ausgedrückt werden.

6) Brucker war kein Wolffianer, sondern setzte die Thomasius-Budde-Linie fort, so dass das Lob der Eklektik sich bei ihm noch halten konnte, allerdings nur in abgeschwächter Form, wenn man an Sturms Dissertation zurückdenkt. Dass Sturm von Brucker nicht zu den Eklektikern, sondern zu den Synkretisten gezählt wird,<sup>49</sup> beleuchtet diesen Bedeutungsverlust des Begriffs. Nun kann man von Brucker nicht verlangen, dass er nur über das hätte schreiben sollen, was er aus eigener Kenntnis wusste. Brucker näherte sich seinen Gegenständen in erster Linie auf dem Weg über philosophiegeschichtliche Schriften. Was Brucker vor Augen hatte, waren nicht so sehr die Originaltexte, sondern die Texte von Autoren wie z. B. Thomas Stanley, Reimmann<sup>50</sup> oder Heumann<sup>51</sup> (neben Thomasius und Budde). Für die von Brucker vertretene Wertschätzung der Eklektik war insbesondere die von Gottfried Olearius und Johann Lorenz Mosheim vertretene Historiographie der antiken Eklektik<sup>52</sup> schwierig, hatten Olearius und Mosheim doch den Neuplatonismus in eins als eklektisch und als synkretistisch klassifiziert und ihn als innere und darum um so tückischere Gefährdung des Christentums durch dessen neuplatonische Bekenner gebrandmarkt. Brucker löste diese Schwierigkeit,

<sup>47</sup> Vgl. Albrecht S. 403f.; als Ergänzung die Einträge zu ‚selbstständig‘ und ‚Selb(st)ständigkeit‘ im Deutschen Wörterbuch (Bd. 16, Sp. 493–495) sowie ‚Selbständig‘ (usw.) im *Onomasticon philosophicum latinoteutonicum et teutonicolatinum*, hrsg. von Ken Aso u. a. Tokio 1989, S. 669f.

<sup>48</sup> Vgl. Ulrich Dierse: Artikel ‚Selbstdenken‘ im *Historischen Wörterbuch* (wie Anm. 17), Bd. 9, Sp. 386–392.

<sup>49</sup> Allerdings heißt es (*Historia* Bd. 4/1, S. 771), mit seiner „*Physica electiva sive Hypo-thetica*“ habe Sturm den Synkretismus verlassen und die Bahn der *Philosophia eclectica* betreten. Vgl. auch *Kurtze Fragen* Bd. 6, S. 1295.

<sup>50</sup> Vgl. Martin Mulsow (Hrsg.): *Skepsis, Providenz, Polyhistorie*. Jakob Friedrich Reimmann (1668–1743) (*Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung* 7). Tübingen 1998.

<sup>51</sup> Vgl. Schneider (wie Anm. 14), S. 143f.; Longo (wie Anm. 43), *passim*.

<sup>52</sup> Vgl. Albrecht S. 490–492 u. 505f. – Zu Mosheim vgl. Martin Mulsow (Hrsg.): *Johann Lorenz Mosheim. Theologie im Spannungsfeld von Philosophie, Philologie und Geschichte* (*Wolfenbütteler Forschungen* 77). Wiesbaden 1997.

indem er die Neuplatoniker als böse Synkretisten einordnete, die sich „fälschlich“ als Eklektiker bezeichnet hätten.<sup>53</sup> In dieser Konfrontation tritt die alte Wortbedeutung von Eklektik<sup>54</sup> in den Vordergrund: Im Unterschied zu den Eklektikern der Neuzeit gibt es bei den neuplatonischen Synkretisten keine Auswahl – mal heißt es: gar keine Auswahl,<sup>55</sup> an anderen Stellen: keine richtige, vernünftige Auswahl<sup>56</sup> –, weil die Synkretisten einerseits pythagoreisch-platonische Lehren, andererseits christliche Lehren als wahr auswählten, so dass sie „viele Irrthümer aus der Heydnischen Philosophie unter die Christliche Lehre“ mengten<sup>57</sup> und deren „Reinigkeit“ verderben.<sup>58</sup> In diesem Kontext scheint also Eklektik in erster Linie Auswahl zu bedeuten, ebenso wie in der schon erwähnten Einleitung zur dritten Periode. Aber schon in diesem Kontext wird die Wortbedeutung herabgestuft. Wir verstehen, sagt Brucker, unter „philosophia Eclectica“ heute mehr die Freiheit, alles, was wahr ist, zu ‚rezipieren‘, als eine gewisse Auswahl von Lehrsätzen.<sup>59</sup>

Damit tritt die Wortbedeutung in einen Gegensatz zur ‚eklektischen Freiheit‘,<sup>60</sup> die sich früher ja gerade in der Auswahl vollzog. Der neue Sinn der Freiheit ist – im Anschluss an Thomasius und Budde – die Selbständigkeit, und sie ist es, die den Eklektikern der Neuzeit gemeinsam ist und die der mittleren Bedeutung von ‚Eklektik‘ ihren Inhalt verleiht. Da Brucker den Begriff ‚Selbständigkeit‘ noch nicht kannte, sagt er z. B. in seiner deutschen Philosophiegeschichte (die in dieser Frage prägnanter spricht als die lateinische): „eclectice zu philosophiren“ heiße, „der Wahrheit selbst nachzudencken, und sich ein eigenes Lehrgebäude ohne Ansehen der Person zu erbauen.“<sup>61</sup> Es ist der Eklektiker, der „genugsamen Muth und Verstand“ hat, „eigene Systemata zu inventiren.“<sup>62</sup> Das selbständige Denken vollzieht sich als Systembildung. Ein Rückblick auf Sturms historiographischen

<sup>53</sup> Kurtze Fragen Bd. 7, S. 2.

<sup>54</sup> Vgl. z. B. ebd. Bd. 3 S. 427: „Eclectice aber philosophiren heißt aus allen Secten das beste und wahrscheinlichste auslesen [...]“. Vgl. Bd. 6, S. 1256f.

<sup>55</sup> Historia Bd. 2, S. 190: „non in eligendis veris, sed in conciliandis“; vgl. Bd. 4/1, S. 115 u. 750.

<sup>56</sup> Kurtze Fragen Bd. 3, S. 506: „nicht so wohl auf eine gesunde eclectische Auswahl [...]“. Vgl. ebd. S. 432: Sie (die Synkretisten) „suchten“ aus den „alten“ heraus, was ihnen am anständigsten war; und da hatten Pythagoras und Plato das Glück am meisten zu gelten.“ Immerhin aber „eine Auswahl“ und deswegen „eine Art einer Eclectischen Philosophie“ (ebd. Bd. 4, S. 1015)! Insofern geht Bruckers Konzept nicht ganz auf, die antike Eklektik als bloßen Etikettenschwindel entlarven zu wollen.

<sup>57</sup> Ebd. Bd. 4, S. 1231.

<sup>58</sup> Ebd. Bd. 3, S. 502.

<sup>59</sup> Historia Bd. 3, S. 318.

<sup>60</sup> Ebd. Bd. 4/1, S. 115; Bd. 4/2, S. 10, 570, 727.

<sup>61</sup> Kurtze Fragen Bd. 6, S. 71, vgl. Bd. 3, S. 112: „aus eigenem Nachdencken ein Systema philosophicum zu entwerffen“. (Der Begriff Eklektik taucht zwar an dieser Stelle nicht auf; sie verdankt sich aber der Abgrenzung gegen das Sektierertum.)

<sup>62</sup> Ebd. Bd. 3, S. 432, vgl. S. 428: Systembildung als Kriterium für Eklektik.

Ansatz ist in diesem Punkt aufschlussreich. Für Sturm waren es die großen Sektengründer aller Zeiten, die als Eklektiker identifiziert wurden. Bruckers *Historia* verschiebt diesen Ansatz erstens zu den Systemgründern, so dass z. B. Giordano Bruno, der ja keine Sekte begründete, in die Reihe der großen Eklektiker aufgenommen werden kann. Zweitens reserviert Brucker den Begriff für die Neuzeit: Auch wenn man vermutlich Philosophen wie Platon oder Aristoteles den Rang eines Systemgründers nicht absprechen kann, so sind sie doch durch die neuzeitliche Philosophie derart überholt, dass Brucker sie nicht als Eklektiker auffasst. Was allerdings auch bei Brucker noch virulent ist, das ist die Kritik der Sektiererei. Nur der Systemgründer ist frei; seine Anhänger sind es nicht. Descartes z. B. ist Eklektiker, die Cartesianer sind Sektierer. Brucker betont, dass dies zwar möglicherweise gegen den Menschen Descartes sprechen könnte, keineswegs aber gegen seine Methode des freien Philosophierens.<sup>63</sup> Andererseits zeigt sich daran noch einmal, wie hoch die Messlatte für die mittlere Bedeutung von Eklektik liegt. Die damit gemeinte Selbständigkeit ist keine Sache des bloßen Wollens; man muss schon ein System begründen können.<sup>64</sup>

Von Bruckers zeitgenössischen Lesern kann man nicht verlangen, dass sie sein Werk mit der begriffsgeschichtlichen Brille interpretierten. Ohne diese Interpretation wird aber nicht klar, warum Brucker die neuzeitlichen Systemgründer als Eklektiker bezeichnete und was dieser Ehrentitel bedeutet. Was ginge eigentlich verloren, wenn man dieses Etikett wegließe? Und in der Tat ist dieser ehemalige Ehrentitel inzwischen weggefallen. Für die Historiographie war das kein Verlust, wohl aber für den Begriff Eklektik. Er stand bald nicht mehr für das selbständige und systematische Philosophieren, sondern – mit Wolff – für das unsystematische

<sup>63</sup> *Historia* Bd. 4/2, S. 10; vgl. Bd. 4/1, S. 115, *Kurtze Fragen* Bd. 6, S. 71f. sowie Bd. 3, S. 429, wo von „Gassendisten, Newtonianern, Leibnizianern, etc.“ die Rede ist. Brucker durchbricht diesen Ansatz aber auf zweifache Weise: Zum einen werden die Cartesianer, die ja eigentlich Sektierer sind, im zweiten Buch von Bd. 4/2 der *Historia* als Vertreter einer eklektischen Logik eingeordnet, wie überhaupt bei den Disziplinen der eklektischen Philosophie die Systemgründung hintangestellt wird; zum anderen beschenkt das letzte Kapitel des ersten Buches (Bd. 4/2, S. 521–543) mehrere zeitgenössische deutsche Philosophen mit dem Titel eines Eklektikers, ohne sie auf eine Stufe mit den großen Gründervätern stellen zu wollen. Aber offensichtlich hält Brucker sie für wichtige Denker, die die neueste Zeit auf eine ihr angemessene, eben eklektische Weise (d. h. sowohl selbständig als auch systematisch philosophierend) repräsentieren. Da er dies aber nicht expliziert, wirkt die Bezeichnung ‚Eclecticus‘ bloß wie ein Epitheton ornans.

<sup>64</sup> Schneider (wie Anm. 14) übersieht nicht nur das Problem des Verhältnisses zwischen dem System- bzw. Sektengründer und seinen Anhängern; er unterschiebt Brucker sogar die Meinung, dass „alle Philosophen Eklektiker“ seien, indem er kurzerhand für Bruckers Ausdruck „alle principes & auctores sectarum“ (s. o. Anm. 37) „alle Philosophen“ einsetzt (Schneider S. 148). Das Zitat wird dadurch verfälscht; die anschließende Frage (S. 149: „Was heißt es, alle Philosophen in diesem Sinne ganz grundsätzlich, als Philosophen, eklektisch zu nennen?“) erübrigt sich.

und damit unselbständige Denken. Aber eben nicht nur wegen Wolff, hatten doch auch Budde und, ihm folgend, Brucker, das Systemdenken propagiert, und schon sie hatten die alte Wortbedeutung degradiert. Bereits um 1800 war darum der Begriff Eklektik bei maßgeblichen Autoren zu derselben Bedeutung herabgesunken, die er auch heute noch hat.<sup>65</sup> Wenn noch 1797 Jesus Christus als Eklektiker bezeichnet wird, so handelt es sich um einen verspäteten Nachklang, gestützt auf die Auswahl-Idee: Jesus verwarf kein „Lehrgebäude“, „war auch keiner Parthey völlig zugethan“, sondern „behielt vielmehr das Gute bey“.<sup>66</sup>

Ist nicht Bruckers Philosophiegeschichte als solche, methodisch gesehen, eklektisch? So nahe diese Vermutung liegen mag: Brucker bestätigt sie nicht. Erstens: Brucker reflektiert sein eigenes Vorgehen, ohne dieses als eklektisch zu deuten.<sup>67</sup> Zweitens: Vielleicht hätte er dies ja tun können, keinesfalls aber tun müssen – es sei denn, man verordnet ihm nachträglich jene Bedeutung von Eklektik als Auswahl, über die er selber hinaus war. So konnte auch aus der Theorie der Historiographie keine Blutspende für die Eklektik mehr kommen.

---

<sup>65</sup> Vgl. Albrecht S. 590ff.

<sup>66</sup> Johann Wilhelm Schmid: *Christliche Moral*. Bd. 1. Jena 1797, S. 50.

<sup>67</sup> Albrecht S. 550; so auch zunächst Schneider (wie Anm. 14), S. 152f.; auf S. 154 wird dann Brucker zum Eklektiker geadelt.

## „Wieder ein Faß aus Augsburg...“ Suizid in der frühneuzeitlichen Lechmetropole

David Lederer

### Eine Verzweiflungstat

1589 erschien zu Augsburg das Flugblatt ‚Ware Abcontrafectung ainer erbärmlichen/ und erschrecklichen Newen Zeitung‘, das über einen fünf- bzw. sechsfachen Mord und anschließenden Selbstmord des Brotkäufers Hans Altweckhers zu Erlingen, einem Dorf in der Landvogtei, etwa vier Meilen südlich von der Reichsstadt in Richtung Schwabmünchen, berichtete.<sup>1</sup> Am 17. Juli sei Altweckher um 12:30 nachmittags vom Viehtreiben nach Hause zurückgekehrt und habe sich ins Bett gelegt. Seine schwangere Frau Cristina habe die vier Kinder (Annalein, zehn Jahre, Thomas, acht Jahre, Afra, drei Jahre, und Martin, zwei Jahre) ebenfalls ins Bett gebracht und sei ihrem Mann gefolgt. Nichts ahnend sei sie kurz darauf eingeschlafen. Völlig unbemerkt sei der Vater aber dann wieder aufgestanden und habe *durch des Teuffels eingebung/ sein böse gedanken in die bewilligung gesetzt*: er holte eine Hacke und schlachtete seine ganze Familie ab, *sambt dem unschultigen Kind im Mutter Leib*.

Unmittelbar danach habe er die blutige Szenerie in einem äußerst verzweifelten Geisteszustand verlassen. Auf seinem Weg traf er den Rosshirten; ihm vertraute er die Details des grauenvollen Vorfalles an. Dann bat der Täter den Rosshirten um etwas, was uns unter solchen schauerlichen Umständen höchst merkwürdig vorkommen dürfte: der Rosshirte sollte zu seinem Bruder eilen und dafür sorgen, dass dieser rasch am Ort des Gemetzels 3 fl. in seiner Truhe herausuche, die Altweckher dort versteckt hatte. Dieses Geld solle der Bruder mitnehmen und schleunigst davonziehen. Er selbst müsse jetzt weiter, da er sich im Wald erhängen wolle. Der Hirte, ein frommer Mann, erschrak heftig.

<sup>1</sup> Augsburg 1589, gedruckt von Hanns Schultes zu Augsburg. Das Flugblatt befindet sich heute im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, Graphische Sammlung, HB 2837, Kapsel 1373. Es wurde kürzlich nachgedruckt in Karin Schmidt-Kohlberg: ‚...und hat ‚sich selbst... an ein Strickhalfter hingehenckt...‘. Selbstmord im Herzogtum Württemberg im 17. und 18. Jahrhundert, in: Johannes Dillinger (Hg.): Zauberer – Selbstmörder – Schatzsucher. Magische Kultur und behördliche Kontrolle im frühneuzeitlichen Württemberg. Trier 2003, S. 113-220, hier S. 161. Ich danke Wolfgang E.J. Weber und dem Institutsteam für die sprachliche Überarbeitung dieses Beitrags.

## Wäre Abcontrafectung einer erbärmlichen / vnd erschrocklichen

Neuen Bestung / so sich zu Erlingen / 4. Heil Wegs von Augspurg / oberhalb Schwab Mündung gelegen  
verlaufen / alda ein Inwohner vnd Dore Kaffer / mit Tamen Dams Alwedder / sein Schwangers Weyb  
benannt Christina / vnd 4. kinder / Nemlich Inmaden 1. 2. jar. Thoma. 2. jar. 2. jar. 3. jar.  
Martha 4. jar. Gedruckt erndt vnd vnd gedruckt hat Aug. 17. 1673.

**W**as das Sprichwort war sey. Man höret bald der bey böse dan ein gutes / ist meines trachtens mit von noch solches mit Es  
empfin zu Probieren / dann es zu dieser 3. it dahin kommen / das Layden Gott erbarne / siter nichts Warhaftigeres kan gesagt noch  
gehört werden / vnd das hoch zu doliagen / ober tag sit meret vnd heuffiglich erwachsen thut / wer nun wol von nöden diese Rauben Gott  
lofen / sichten Wils / etliche für die Augen zu stellen / ob sie doch deren mal ayne / 1er bößheit sich erinneret / Ich sichten der 30 milt furet / vnd zu  
wartt Ditz sich begehrt / Jedoch vor geoffen Heruland vnd trawen / Javit mehr vor entzung / Menschlicher Natur / wird solches kein Verbernt  
leichtlich verdingen mögen / Damit aber die zaghafftigkeit nit abtuge / vnd die Hoffnung das guet zu erreden / durch stillschweigen / nit über  
munden werde das Vießsche / vnd Menschlich Leoen zu straffen / kan ich nit vmb gehn / Auß allen vbeln / nur ayne zuersien. Wie folgt.

**W**es man salt nach der Geburt Christi Lauffent fünfhu  
ndert / Zehny vnd Klein Jar. Den 17. Tag des Monats Jülig.  
Ist in einem Dorff / Erlingen genant / Ein jämmerliche erschro  
ckliche / gremliche / abßchwelche / Gottslästerliche / verzweifete / erbar  
gegangen worden / dann sa selbst ein Inwohner der Dore zu Augspurg  
Kaffer / vnd dahaim wider hin geben hat / mit Tamen Dams Alwedder  
er befundt in welcher als Er durch des Teuffels eingebung / sein böße ge  
danken / in die bewilligung gefeset / hat Er zu hand / sein aigen vnd  
der seit Schwangers Weyb / mit Tamen Christina / sambt Dier seiner  
Kunder. 2. Tochterlein vnd zwey Knaben / ohn alle Erbarmung / In  
vergeffen Ehelicher versprochen pfliche / vnd Väterlicher Lieb vnd  
Tore / Jämmerlich / erwidert / erwürget vnd vmb gebracht / welches  
Er nach anzeigung der Nachbarn / als angeßete / das Er sein Weib  
so zu Doregen frue das Viech auß vnter / n auff gestanden / Wider  
umb hauffen ain weil nit der zu Bett gehn / in dem sin genfolget / vnd im  
hinem oder Dack in die greiliche that begangen / nach volender mord  
that / Die fünf Personen / sambt dem vnshuligen Kind in Mutter  
Leib / allendiglich ligen lassen / auß dem Hauß getragen / ainem kleinen  
Nacht / nit sehr von seinem Hauß zugerlet / alda Er vnder wege ein  
en Kohliten angetroffen / dem er sein Leidigen sal eröfnet / vnd dar  
bey Ine gebetten / das er zu seinem Bruder gehn vnd sagen wolte / Er  
solte in sein Hauß kommen vnd 2. Gulden / so er in der Truben bette / zu  
seinen Hande / nehmen vnd damit da vor ziehen / vnd er wöll sich sein  
selbst erlösen / welches der from auß ditz Dore / in sonderem schreien  
mit verjehnen wils / vnd solche Trawrige Dore / daffi ohne bezug

Dem Richter von Erlingen angezeigt / vnd dann diesem verweßelten  
Wider / auß seinem Köpffig nachgerlet / ist er in angezeigtem bößge  
sin / an ainem Baum hangende gefände / wort vnd dann alle vrsind  
durch den Vogt oder Amtman / mit Tamen Jörg Schenker / ayne  
Lobwürdigen Dreyheit in Augspurg also fürgehalten vnd angezeigt  
worden / Dar die selbiger Landt / das sein Doder Körper zu Pölnen vnd  
Athen solte verbernt werden / Nach vollender handlung der Richter  
sein Kaiß heim gefeset / vnd ainem Galler von Augspurg / solche mord  
geschicht abzu Kaffen vnd zu Abcontrafecten mit sich genommen / wie  
in dieser Figur angezeiget / gleichfals auch der nach Richter von Aug  
spurg hinauß gesticht worden / der den vbel / hater eben auß der Sect  
da er in Doregen be funden zu Pulver verbernt hat.

Derwegen D Christen Mensch laß für solches zu Doregen gebn / hab  
Gott vnd sein Wort allzeit vor Augen / vnd du sichten vnd vermessnet  
Sunder / siche von Sunden ab / damit der zern Gottes dich nit ver  
eyle vnd die zeit Ditz zu ihon die zu lang werde / Betradt fleißig die  
gerechtiget Gottes / durch welche mit allen die in zeit / Sonder auch  
dort miten / ger sein Gott der Dore den Sunder strafft / Halte aber sey  
Gott an Im gebet / das er dich vor aller verachtung / ansehung / vnd  
allen Sünden / behüte / der selbiger güte getrewe / Gott / wolle vns alle  
sein gnade vnd Heiligen geist verleihen / das wir nach seinem willen  
Leben / durch diese vnd der gleich en schöckliche / thar / vns selbst von allen  
lasten abmanen / vnd sonderlich die Eheleut also bey einander wonen /  
in Lieb vnd Laub ihon Ehestand halten / auß das sein iger freude  
vnd Sälligkeit / Gott den Stifter des Ehestands / Loben / ehren / vnd  
Preysen. A W 2 N. 173

Gedruckt zu Augspurg / bey Danna Stulces Buechhaller / vnd Joernschneyder vnder dem Tyffenberg /

Statt den Wunsch des Verzweifelten zu erfüllen, eilte er direkt zum Dorfrichter, der daraufhin den Amtmann und die lobwürdige Obrykeit in Augsburg über das schreckliche Ereignis in Kenntnis setzte. Der Landvogt ließ den Wald durchsuchen, wo er Altweckher tatsächlich erhängt auffand. Auf seinen Befehl hin wurde der Leichnam vor Ort durch den Augsburger Scharfrichter zu Pulver und Aschen verbrannt. Die neue Zeitung, die diese Geschichte anschaulich in Bildern darstellt, endet mit der zu erwartenden christlichen Warnung an den Leser: Jeder solle sich stets vor allen Versuchungen, Anfechtungen und Sünden in Acht nehmen.

Derartige beklagenswerte Fälle sind uns heute dank der modernen Massenmedien leider keineswegs fremd. Es dürfte aber vielleicht überraschen, dass solche Ereignisse auch in den ‚guten alten Zeiten‘ kein unbekanntes Phänomen darstellen. Sie waren vielmehr so häufig, dass man sogar in Versuchung geraten könnte, Altweckhers Handeln als zeitlos und allgegenwärtig zu interpretieren. Betrachten wir seine Tat aber im Kontext des 16. Jahrhunderts, so ergibt sich etwas anderes, Fremdartiges, was der scheinbaren Sinnlosigkeit seiner Morde und anschließenden Selbsttötung zumindest einen gewissen historischen - wenn auch tragischen - Sinn verleiht.

Im Auftrag der Alexander von Humboldt Stiftung und mit Unterstützung des Instituts für Europäische Kulturgeschichte in Augsburg hatte ich 2003/4 die Gelegenheit, mich mit der Geschichte des Selbstmords im frühneuzeitlichen Augsburg als Teilaspekt eines Großprojekts zum Thema „Selbsttötung im Alten Reich“ vertraut zu machen. Die großartige Quellenlage der Lechmetropole ermöglicht nicht nur einen tiefen Einblick in dieses makabre Kapitel der Stadtgeschichte, sondern auch eine vergleichende Analyse, wodurch Altweckhers Tat, deren Motive nach dem den Tod des Täters kaum mehr erhellbar scheinen, deutlich an Unverständlichkeit einbüsst.

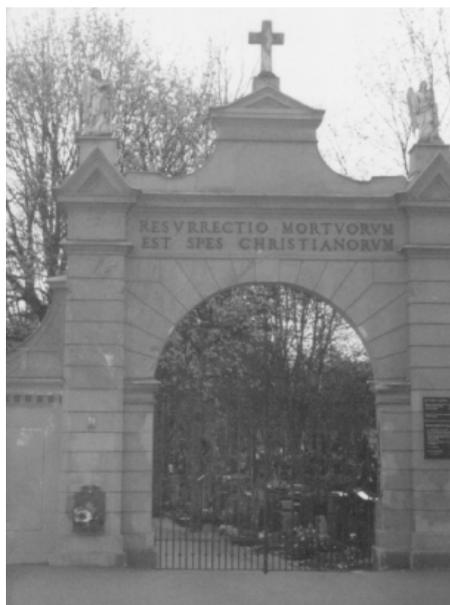
Was treibt einen Ehemann dazu, seine unschuldigen Kinder, seine schwangere Frau und anschließend sich selbst umzubringen? Aus der heutigen Sicht würden wir schließen, dass der Täter schlicht und einfach wahnsinnig war. Tatsächlich berichtet das Flugblatt unmissverständlich, dass Altweckher *verzweifelt* war, von *bösen Gedanken* angefochten wurde und auf Geheiß des Teufels gehandelt habe. Obwohl diese Begriffe in der heutigen Medizin kaum mehr als hinreichend präzise anerkannt sein dürften, gehörten sie in der frühen Neuzeit zu den Standardkategorien bei der Beschreibung von Geisteskrankheiten in der sogenannten geistlichen Arznei, also dem damaligen Äquivalent der Psychiatrie.<sup>2</sup> Genauer gesagt, führten

<sup>2</sup> Zum Thema ‚geistliche Arznei‘: David Lederer: *Madness, Religion and the State in early modern Europe. A Bavarian Beacon* (Cambridge, 2005). Ähnliche Kategorien findet man bei Michael MacDonald: *Mystical Bedlam. Madness, Anxiety, and Healing in Seventeenth-Century England*. Oxford 1981. Alle drei Kategorien (Verzweiflung, böse

diese Merkmale zur Zuordnung des Krankheitsbefundes in die Rubrik der durch den Teufel hervorgerufenen Gemütsstörungen, einschließlich derjenigen der dämonischen Besessenheit. Diese Besessenheit stellte man sich als durch Eindringen des Teufels in den Körper bewirkte völlige Selbstaufgabe bzw. Willenlosigkeit vor.

Teuflische Anfechtungen und schwere Gedanken dagegen kamen in mehr oder weniger dichter Frequenz von außen; sie waren also exogene Umstände. Der Teufel versuchte in diesem Fall, den Menschen zu überreden, damit dieser an seiner Hoffnung auf das ewige Leben zu zweifeln begann. Gab der Mensch diesen Versuchungen nach, fiel er in Verzweiflung über sein persönliches Seelenheil. Brachte er sich anschließend um, handelte er bewusst, aus freiem Willen, und konnte daher nicht mehr im Hinblick auf seinen Gemütszustand für schuldlos gehalten werden. Er machte sich vielmehr zum Teufelsverbündeten und war damit in alle Ewigkeit verdammt. Sein Leichnam konnte nicht mehr auf dem Friedhof bestattet, sondern musste als ‚unehrlich‘ entfernt werden.

Die derartigem Verhalten zugrunde liegende Art von Verzweiflung widersprach also der Hoffnung auf Wiederauferstehung, die alle ‚normalen‘ Christen teilten. Diese Hoffnung war seit der Antike ein fester Bestandteil des christlichen Glaubens; sie kommt schon im ersten Brief von Paulus an die Korinther vor und war eine der sieben Kardinaltugenden des Mittelalters. Die Inschrift am Eingangstor zum katholischen Friedhof in der Hermannstraße erinnert die Augsburger seit dem 19. Jahrhundert daran: *Resurrectio Mortuorum est Spes Christianorum*. Verlor der Mensch die Hoffnung, blieb ihm das Tor der jenseitigen Erfüllung für immer verschlossen. Brachte sich der Mensch aber in einem verwirrten Gemütszustand um, etwa wegen



Melancholie oder der Milzkrankheit (auch Hypochondrie genannt), oder lebte er

---

Gedanken und Anfechtungen) erscheinen als Einzeleinträge bei Zedlers Universallexikon, jetzt online bei: <http://mdz.bib-bvb.de/digbib/lexika/zedler>.

noch lange genug, um Reue zu zeigen, so wurde die Tat zum Teil entschuldigt. Man ging gnädiger mit dem Leichnam um, der neben dem Friedhof, auf dem Friedhof für ungetaufte Kinder oder sogar auf dem Friedhof selbst, freilich *in der Stille*, begraben wurde.

### Das Fass

Im Falle unseres Mehrfachmörders Altweckher, der sich wie gesagt in der Landvogtei Augsburg ereignete, wurde der Leichnam durch den Henker vom Baum abgenommen und vor Ort verbrannt. In der Reichsstadt selbst aber ging man anders mit derartigen Leichnamen um. Nach dem lokalen Brauch bestellte der Stadtrat vom Baumeisteramt jeweils ein hölzernes Fass, das 1fl. kostete. Die Leiche eines Selbstmörders wurde durch den Scharfrichter oder den Abdecker in dieses Fass *geschlagen* und von ihm *ins Wasser geführt*, d.h. entweder in die Wertach oder in den Lech geworfen und damit entsorgt. ‚Rinnen‘ hieß diese eigenartige, aber weit verbreitete mittelalterliche Prozedur, die mancherorts bis ins 19. Jahrhundert praktiziert wurde.<sup>3</sup> Erstmals im 9. Jahrhundert erwähnt, wurde sie seit dem 14. Jahrhundert in vielen anderen Städten des Reichs gebräuchlich, zuerst in der Schweiz (etwa Baden, Basel, Biel, Luzern, und Zürich) wie auch später in Frankfurt am Main, Regensburg und Straßburg.<sup>4</sup> Zwischen 1555 und 1678 wurden in Augsburg die sterblichen Überreste von mindestens 87 Selbstmördern nach diesem Brauch ‚entsorgt‘.<sup>5</sup> Im Jahre 1560 berichtete der Stadtrat ausdrücklich, dass *der Nachrichten und drey Tagwerckern, haben sy mit ainen Faß so dem Abdecker uffm Wasser komen ist, muhe gehapt, das es weitter Rinnen mag*, wofür der Henker zusätzlich 30 kr. verlangte.<sup>6</sup> 1636 sprach man wieder vom Rinnen in Zusammenhang mit dem Scharfrichter: *ime wegen einer selbst Erhenckhten, in einem Faß obm Wasser gefundnen Person, daß ers widerumb fortrinnen lassen und lödig gemacht, 5 fl. 17 kr. 1 zt.*<sup>7</sup>

Letztere zwei Beispiele zeugen von einem nicht ungewöhnlichen Problem beim Rinnen, nämlich dass das Leichenfass oft am Flussufer hängen blieb und durch den Scharfrichter oder Abdecker wieder flott werden musste. Derartige passierte beispielsweise bei relativ schwacher Strömung der Wertach innerhalb

<sup>3</sup> Karl August Geiger: Selbstmörder, in: Bächtold-Stäubli: Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, Bd. 7 (Berlin, Leipzig 1935/36), S. 1630.

<sup>4</sup> Alexander Murray: Suicide in the Middle Ages Volume II: The Curse on Self-Murder. Oxford 2000, S. 38-40.

<sup>5</sup> Stadtarchiv Augsburg (StaA) Baumeisterbücher (BB) 151-264; Staats- und Stadtbibliothek Augsburg (SStBA) Reichschronik (RC) 27.

<sup>6</sup> StaA BB 154, fol. 190.

<sup>7</sup> StaA BB 223, fol. 39.

der Stadtmauern, aber auch in der Landvogtei außerhalb der Stadt, was den Rat beispielsweise in einem Fall veranlasste, dem Henker 9 fl. zu bezahlen *wegen einer selbs entleibden Person ob der Wertach weiter zulaitten biß auß der Landvogtey*.<sup>8</sup> 1572 berichtet das Baumeisterbuch sogar, *ime [dem Scharfrichter – DL] noch von einem armen Menschen so im selb den Tod hat anthon, und auss der Wertach gezogen so in ainem zerprochnen Vaß und wider Inn ain neu Vaß geschlagen und auffß Wasser geworffen vir in [den Scharfrichter – DL] 1 fl. und virs Vaß ½ fl. Thut wie oben 1 fl. 30 kr.* Aus diesem Zusammenhang stammt vermutlich die Redensart aus Rain am Lech, „wieder ein Fass aus Augsburg“, die Josef Schreck (Mitglied der berüchtigten Kneissl-Bande, die vor etwa 100 Jahren in Bayrisch-Schwaben und Oberbayern ihr Unwesen trieb) angeblich noch im 20. Jahrhundert von sich hören ließ.<sup>9</sup> Entscheidend für das Schicksal des ‚Weiterrinnens‘ wurde allerdings, dass es so kostspielig war. Aus diesem Grund wurde es vielerorts, wie in der Schweiz und im benachbarten Bayern schon ab 1600, wieder aufgegeben.<sup>10</sup> Die Augsburger Ratsherren bestanden dagegen weitere 150 Jahre auf die Durchführung des Rinnens. Es erhebt sich die Frage, warum das so war.

Wie bereits angedeutet, entsprach das Rinnen einer langen Tradition, die offenkundig weder von der Kirche noch von der weltlichen Obrigkeit initiiert worden war, sondern tief im Volksglauben wurzelte. Sie dürfte deshalb eine ausgedehnte, nicht schriftlich überlieferte Vorgeschichte gehabt haben. 1653 jedenfalls wurde die Prozedur des Rinnens in den Bürgermeisterinstruktionen der Reichstadt ausführlich beschrieben, und zwar folgendermaßen:

*Eigene Entleibung: Wann sich ein Persohn von selbsten ertrenckht, erhenckht, oder sonsten umbbringt, mit gueten Verstandt und solches einen herren Bürgermeister im Ambt angezaigt wirdt, lasst manns dem Scharpfrichter anzaig-*

<sup>8</sup> StaA BB 248, fol. 39.

<sup>9</sup> So der Würzburger Philosoph und Brentano-Forscher, Prof. Dr. Wilhelm Baumgartner, der in Rain am Lech an der Donaumündung aufwuchs und diese Aussage persönlich von Schreck hörte. Für diesen Beitrag zur ‚Oral History‘ bedanke ich mich vielmals bei Prof. Baumgartner, der mir diesen Spruch nach meinem Vortrag in Würzburg 2003 mitteilte und freundlicherweise die Erlaubnis zu seiner Veröffentlichung gab. Anhand schriftlicher Quellen ließ sich die Wendung im Rahmen meiner Nachforschungen im Rain am Lech bisher nicht bestätigen. Dennoch fühle ich mich volkswundlich verpflichtet, diesen Spruch hier festzuhalten.

<sup>10</sup> Danach verbrannte man im Tirol, Nassau und in den meisten schweizerischen Städten die Leichen, um Kosten zu vermeiden, besonders die, die beim ‚Weiterrinnen‘ entstanden waren: Murray, S. 41. In Bayern wurde seit den 1620er Jahren überwiegend das *Vergraben am End und Ort wo weder Mensch noch Vieh hinkommen* bevorzugt; vgl. David Lederer: Aufruhr auf dem Friedhof. Pfarrer, Gemeinde und Selbstmord im frühneuzeitlichen Bayern, in: Gabriela Signori (Hg.): Trauer, Verzweiflung und Anfechtung. Selbstmord und Selbstmordversuche in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaften. Tübingen 1994, S. 189-209.

*gen, dass weilien die Persohn an Gott verzagt, seye sie dass Erdreichs nit werth, solle den Todten Leichnam in ein Faß einschlagen, und wie breulich fort schicken, so aber eines nicht beym Verstandt, etwan auss Melancholi oder sonsten sich entleibte, kann man einsehens haben, und etwa auss zwar durch Ihme Richter hinwegführen und begrabben lassen.<sup>11</sup>*

Auch die Festlegung der Lohnkosten für den Scharfrichter wurde im 17. Jahrhundert schriftlich fixiert, über hundert Jahre nach dem ersten in den Baumeisterbüchern zweifelsfrei überlieferten faktischen Rinnen im Jahre 1555. Der Scharfrichter bestimmte danach seine Entlohnung selbst: *wan sich einer entleibt in einem Burgers Hauss und dass Vermegen da ist so bezalt man mir 35fl. Wo aber als Vermegen nit ist und mich dass hochlebliche Bau Ambt bezalt vor dass hin wegraummen 10fl. Vur dass ein graben aber 2fl. Wan sich in der Senckhel oder Stadtbach oder Wertach ein Fass auf legt so ich es hin weg muss tun 3fl.*<sup>12</sup> Diese Lohnkosten wurden im Laufe des 18. Jahrhunderts wiederholt durch Ratsdekrete und Verträge bestätigt.<sup>13</sup> Klar ist aber, dass der Ursprung des Rinnens selbst nicht in derartigen Ansprüchen des Scharfrichters gelegen haben kann. Im Grunde genommen musste es diesem nämlich gleichgültig sein, ob der Leichnam be- oder vergraben, verbrannt oder durch das Rinnen beseitigt werden sollte. Ihm ging es lediglich um seine Bezahlung.

Das Rinnen stellte freilich nur eine Art dar, die sterblichen Überreste eines Selbstmörders loszuwerden. Es war aber die bevorzugte Art, die in Augsburg seit jeher praktiziert wurde. Der Leichnam eines Selbstmörders durfte wie gesagt nur bei Vorliegen eines verwirrten Gemütszustands oder Anzeichen von Reue auf dem Friedhof oder in seiner Nähe begraben werden; sonst wäre der Friedhof entweiht worden. In Augsburg ging man vor dem 18. Jahrhundert aber besonders hart vor. Das Schicksal von 93 Selbstmördern ist uns bekannt: 87 mussten ins Fass, zwei wurden verbrannt, der Leichnam eines Schwerverbrechers wurde gerädert. Lediglich von vier dieser unglücklichen Menschen wurden die sterblichen Überreste begraben, wir wissen aber nicht, wo und unter welchen Umständen. Selbstmord wurde während der frühen Neuzeit in der Reichstadt also grundsätzlich scharf geächtet. Der Leichnam des Selbstmörders musste aus der Gemeinde ausgestoßen werden; er musste aus der lebendigen Erinnerung verschwinden.

Dabei spielte das Rinnen eine wesentliche Rolle. Nach der Auffassung zahlreicher Volkskundler spiegelte das Rinnen die reinigende Kraft der Urelemente Wasser, Feuer und Erde wider; alle diese drei Elemente waren tragender Bestand-

<sup>11</sup> SSStBA 2<sup>e</sup> Cod Aug 247, Bürgermeister Amtsinstruktionen II, 1653, fol. 58.

<sup>12</sup> StaA Stadtbedienstete 1081, ohne Datum, vermutlich 1696.

<sup>13</sup> Z.B. StaA Ratsprotokolle (RP) 13. Juli 1719 und 11 Juli 1726, die weitere Ratsdekrete von 19. April 1707 und Januar 1713 erwähnen.

teil bei einem Gerichtsverfahren wegen des teuflischen Delikts der Hexerei (z. B. die Wasserprobe, der Scheiterhaufen oder das Lebendigbegrabenwerden). Alle drei Methoden wurden deshalb aber auch für die Entsorgung des durch teuflische Anfechtungen in den Selbstmord Getriebenen angewendet, nämlich in Form eben des Rinnens, des Verbrennens oder des Vergrabens. Der Glaube, dass zudem die Leichenteile besondere Zauberkräfte enthielten, ist „wohl von den Hingerichteten (als Opfer) auf die Selbstmörder übertragen worden“.<sup>14</sup>

Mindestens ein prominenter Historiker, der sich mit Suizid beschäftigt, ist allerdings gegenteiliger Meinung. Für Alexander Murray enthielt das Rinnen keine reinigende Kraft und der Leichnam des Selbstmörders repräsentierte keine übernatürliche Gefahr. Der englische Historiker bezeichnet die Reste von Selbstmördern vielmehr schlicht und einfach als Müll, der ohne Gefahr weggeräumt werden konnte und sollte.<sup>15</sup> Allerdings enthält seine Argumentation zwei Widersprüche. Erstens wird im nächsten Atemzug das Rinnen von ihm als eine sowohl aus praktischer Hygiene als auch Aberglauben bestehende Mischung beschrieben; er fasst es also vielleicht doch als ein Ritual mit reinigender oder sogar magischer Wirkung auf.<sup>16</sup> Zweitens betont Murray, dass das Leichenfass oft mit einem entsprechenden Hinweiszettel versehen worden sei, um potentielle Müllsammler zu warnen.<sup>17</sup> In Regensburg warnte man, *Lass rynnen, lass rynnen*; nach einem Chronisten aus Metz schrieb man in Strassburg, *bouttez à vault, laissez aller, c'est par justice*.<sup>18</sup>

Diese Praxis war offenbar auch in Augsburg gang und gäbe. Als sich 1637 der Goldschmied und Bürger Anthony Cron *kniend* - also bußfertig - erhängte, ging er sehr sorgfältig vor. Wie Hans Altweckher kannte er vermutlich den gängigen Volksglauben, der den Scharfrichter berechnete, die Kleider und sogar einen Teil des Besitzes eines Selbstmörders für sich zu beanspruchen, z. B. alles, was der Selbstmörder bei sich trug, oder alles, was innerhalb der Reichweite seines Richt-

<sup>14</sup> Geiger, S. 1634. Zum Handel mit Leichenteilen (die so genannte *Mummie*) durch den Augsburger Scharfrichter, der immerhin für die Entsorgung der Leichen verantwortlich war, vgl. Kathy Stuart: Des Scharfrichters heilende Hand – Medizin und Ehre in der Frühen Neuzeit, in: Sibylle Backmann, Hans-Jörg Künast, B. Ann Tlusty, Sabine Ullmann (Hg.): Ehrkonzepte in der Frühen Neuzeit. Identität und Abgrenzungen. Augsburg 1998, S. 316-348.

<sup>15</sup> Murray, S. 38: „Some scholars have been tempted to a supernatural or folkloric reading of the barrel custom, as if running water were chosen as an agent of moral purification or to take the suicide away so that he did not return as a ghost. I have to say that the evidence does not suggest that to me. Suicides (as was argued in the Introduction) were waste, and because big rivers were municipal dumping-grounds with towns ranged one below another, riverains were in the habit of fishing for treasure, and had to be warned“.

<sup>16</sup> Murray, S. 41.

<sup>17</sup> Murray, S. 38.

<sup>18</sup> Murray, S. 38.

schwertes vom Leichnam entfernt lag. Wie Altweckher, der seinen Bruder genau aus diesem Grunde zur Sicherung seines kleinen Vermögens von 3 fl. zum Tatort zurückschickte, traf Cron die notwendige Vorsorge: *vorhero* [habe er] *aber* (*was der Meister Dietrich, Scharfrichter mit dem Schwerdt hätte erreichen könne*) *die beste Sachen in sein Wohnstuben selbst hinaufgetragen*.<sup>19</sup> Auf sein Fass nagelte man einen Zettel, auf dem – hier haben wir die genaue Überlieferung - geschrieben stand: *dieses Faß soll niemand bestehn, dann dieser hat im selbsten den Todt angethan*.<sup>20</sup> Wenn keine wie immer geartete Gefahr bestanden hätte – wie Murray behauptet – : wovor hätten dann die potentiellen Müllsammler eigentlich gewarnt werden müssen?

### Der Teufel, die Ängste und die Ehre

Meint aber Murray mit „Müll“ auch „Abfall“, könnte dies nur insoweit zutreffen, als es sich um verzweifelte Selbstmörder handelte, die tatsächlich als vom Glauben Abgefallene betrachtet worden waren. Das Opfer der teuflischen Anfechtungen wurde dadurch wie gesagt auch zum Teufelsverbündeten. Am deutlichsten kommen derartige Teufelsverbindungen bei den Augsburger Chronisten vor. 1585 z. B. erhängte sich ein alter Karrenzieher mit 70 Jahren, nachdem seine Frau und ein Arzt ihn ins *Brechhaus* getragen hatten; *wegen der bösen Krankheit [die Pest – DL], hat ihn der böse Geist in Verzweiflung gebracht*.<sup>21</sup> Und 1593 brachte sich der Schwiegerson eines Kuhhirten im Spital St. Stefan um. Zuvor hatte ihn der Teufel schon *zue einem Fenster hinauß gefiert und in das Wasser geworffen*; er hatte also bereits einen Selbstmordversuch hinter sich.<sup>22</sup> Ähnlich ging es einem Weber, der sich elf Jahre nach einem Selbstmordversuch 1585 im Augsburger Spital erhängte, wiederum unter dem Einfluss des Teufels. Obwohl alle drei Männer offensichtlich wegen der Folgen einer Krankheit in geminderter geistiger Zurechnungsfähigkeit ins Spital gekommen waren, maßen die Augsburger Chronisten der Rolle des Teufels entscheidende Bedeutung zu. Im letzten Fall berichtet der Chronist:

*Den 22. Nov. dis Jar [1585 - DL] an einen Freitag Nacht, zwischen 6 und 7 Uhr hat der böse Geist einen Mann seines handwerckhes ein Weber, Jerg Bredl genannt, welcher der Pest halber inn daß Brechhaus getragen, und unrichtig worden, also in dem Brechhaus zu einem Fenster jämmerlich hinauß geführt, unangesehen, daß in derselben Stuben über die 40 Persohnen gewesten,*

<sup>19</sup> SStBA 2<sup>e</sup> Cod. 65.

<sup>20</sup> SStBA RC 27.

<sup>21</sup> SStBA 2<sup>e</sup> Cod. Aug. 53, fol. 326r.

<sup>22</sup> SStBA RC 27.

*und 6 Liechter gebrunnen, der hat gar heftig geschryen, hat ihn der böse Geist also in der Luft geführt, biß hinab zu dem Abdeckher, sein ihm 3 Mann als Sesselträger mit grossen geschray und Rueffung deß Names Jesu Christi, nachgelauffen, hat ihn der böse Geist lassen in den Lech fallen, sein die bemelt 3 Sesselträger zue ihm ins Wasser gesprungen, wider in das Brechhauß lebendig aber gar schwach gebracht, darauf über ein guete Zeit ist er wider gesund, doch nicht recht besonnen worden, hat in volgends in das Spital gethon, der hat sich selber den 19. April 1596 erhenckt, der Allmächtig Gott behüet uns von den Teuffels Trug und List. Amen.<sup>23</sup>*

Eine 1607 wegen Selbstmord aufgrund teuflischer Anfechtungen angeordnete Gerichtsuntersuchung im benachbarten Hochstift Augsburg erinnert zum Teil an Hans Altweckher, allerdings mit einer subversiven politischen Dimension. Die Hauptperson, der Kuhhirte Mang Banghardt, war mit 60 Jahren Familienvater von sechs Kindern. Sein hoch verschuldeter Sohn bereitete ihm besonderen Kummer. Banghardt hatte zudem *eben großen Hochmueth getrieben*, als er sich bereits 1605 während eines Aufstandes in einem Bauernausschuss wählen ließ, der sich *nach eidgenössischem Vorbild* erhob, um gegen die Gerichtskosten aus einer vor fünfzehn Jahre stattgefundenen Hexenverfolgung zu protestieren.<sup>24</sup> Er war deswegen vor die Obrigkeit zitiert worden und kam anscheinend über diese politische Niederlage nie hinweg. Schon zwei Jahren vorher hatte er seinem Knecht aus heiterem Himmel gesagt, *Lieber haue mir den Khopf ab. Ich bin ohne das schon des Deuffels.*<sup>25</sup> Dann flüchtete er (mit einer politischen Parole über die Freiheit der eidgenössischen Bauern aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges auf den Lippen) in die Schweiz, wo er sich einige Wochen lang als Zimmermann durchkämpfte.<sup>26</sup> Als er zurückkam, ließ er zwar nie wieder derartige Äußerungen von sich hören. Auch am 27. April stand er morgens wie gewöhnlich auf und sagte seiner Frau, er wolle den Ochsen auf die Wiese hinaustreiben und füttern. Dort legte er sich jedoch auf einem Heuhaufen, *an ein Heu sovil, so er oben an den Durchzug wol angemacht gehabt, und auf einer Stroberg sitzend*, strangulierte er sich. Die Aussage des Knechts, vielleicht auch die Erinnerung an seine Beteiligung am Aufstand, genügte den sonst durchaus toleranten Behörden im Hochstift,

<sup>23</sup> SStBA 2° Cod. Aug. 53, fol. 326r.

<sup>24</sup> Wolfgang Behringer: Chonrod Stoeckhelin und die Nachtschar. Eine Geschichte aus der frühen Neuzeit. München 1994, S. 126-135.

<sup>25</sup> StAA Hochstift Augsburg, Neuberger Abgabe, Fasz. 7487, Pflegamt Sonthofen.

<sup>26</sup> Die Parole lautet, *daß ayn kuew auff dem Schwangerb imm Land zue Francken gelegen soelle stan und da luegen oder plarren/ daß mans mitten in Schweytz hoere*: Peter Blickle: Gemeinde Reformation. Die Menschen des 16. Jahrhunderts auf dem Weg zum Heil. München 1987, S. 116. Der Traum von schweizerischer Freiheit unter den Einwohnern des deutschen Südwestens wird behandelt von Thomas A. Brady: *Turning Swiss: Cities and Empire 1450–1550*. Cambridge 1985.

die häufiger als die Ratsherren in Augsburg für Unzurechnungsfähigkeit (*non compos mentis*) eines Selbstmörders plädierten und damit diesen vor der völligen Ächtung bewahrten, auf harte Bestrafung zu entscheiden: seine leiblichen Überreste wurden am Hochgericht in Sonthofen zu Asche verbrannt und vergraben.

Da angeblich vom allgegenwärtigen Teufel angestiftet, sorgte die Selbsttötung für weite Ängste in der Bevölkerung. In der frühen Neuzeit fürchteten sich viele Menschen besonders vor Wiedergängern, Unwetter und Unehrllichkeit, die auch durch Selbstmord verursacht werden konnten. Insbesondere die Angst vor Wiedergängern scheint im Volksglauben sehr weit verbreitet und direkt in Verbindung mit Selbstmord gebracht worden zu sein.<sup>27</sup> Im Allgäu und in Augsburg war es allgemein bekannt, dass die Seele eines Menschen aus dem Fegefeuer seinen Mitmenschen im Diesseits erscheinen könne, um z.B. die Erfüllung eines uneingelösten Versprechen einzufordern oder um eine Botschaft zu vermitteln, wie etwa der Fall Chonrad Stoeckhlins beweist.<sup>28</sup> Im Falle von Selbstmord ging man deshalb mit besonderen Riten vor, um die Wiederkehr des Geistes zu verhindern. Der Leichnam wurde nicht über die, sondern unter der Türschwelle aus dem Haus geschleift oder – eine einfachere Lösung - aus einem Fenster geworfen, weil befürchtet wurde, der Geist käme sonst wieder zum Ort des Geschehens zurück, um dort zu spuken. Danach folgte die Vernichtung des Leichnams durch Verbrennen, sein Ausschluß aus der Gemeinde durch Vergraben im Ödland, oder, wie in Augsburg, eben durch das Rinnen. Das möglichst totale Verschwinden des Leichnams sollte also möglichst absolut vor der Rückkehr des Geistes schützen. In der Augsburger Überlieferung ist zwar ein Wiedergänger eines Selbstmörders nirgendwo ausdrücklich erwähnt, sie bezeugt jedoch vielfach, dass die Angst vor Geistern stets präsent blieb. 1635 während des Dreißigjährigen Krieges z. B. wurde den Wachen am Perlachturm über eine Woche hinweg wiederholt durch ein Gespenst zugesetzt. Es ließ sich *Tags als Nachts mit Schlagen, Werfen, Leuten des neuen Glocklins, auch Schlagen an der Uhr* hören und bewarf die wackeren Helden mit Steinen, Glasscherben und anderen Gegenständen.<sup>29</sup> Am Ende musste das Gespenst durch Einschalten eines Geistlichen vertrieben werden.

Neben Wiedergängern fürchteten die Menschen der Frühneuzeit vor allem die Unwetter, die durch ein unzulässiges Begräbnis in geweihter Erde entstehen konnten.<sup>30</sup> Denn das Begräbnis eines Selbstmörders, wie das eines Verbrechers, drohte wie bereits angesprochen den Friedhof zu entweihen. Das Problem spitzte sich in

<sup>27</sup> Geiger, S. 1632.

<sup>28</sup> Z. B. Behringer, S. 15-27. Zu ähnlichen Vorstellungen in Augsburg vgl. David Lederer: ‚Exorzieren ohne Lizenz...‘. Befugnis, Skepsis und Glauben im frühneuzeitlichen Bayern, in: Dieter Bauer, Sönke Lorenz, Hans de Waardt (Hg.): Dämonische Besessenheit. Zur Interpretation eines kulturhistorischen Phänomens. Tübingen (in Vorbereitung).

<sup>29</sup> SSStBA 2<sup>e</sup> Cod. 65, Juni 1635.

<sup>30</sup> Geiger, S. 1628.

Krisenzeiten zu, weil es während derartiger Phasen regelmäßig zu einer Steigerung der Selbstmordrate kam.<sup>31</sup> Allerdings verwechselten die selbstverständlich um religiöse Erklärung ihrer Verhältnisse und Schicksale bemühten Menschen dieser Epoche aus der heutigen Sicht Ursache und Wirkung. Nicht – wie sie meinten – der Selbstmord führte zur Agrarkrise, sondern umgekehrt die Hunger verursachende Agrarkrise trieb Menschen zu einer derartigen Verzweiflungstat. Hier verleiht das ‚Aber‘ dem Begriff ‚Aberglauben‘ einen nachvollziehbaren Sinn.

Fälle mit Unwetterfurcht kamen nachweislich auch in Augsburg vor, wie die berühmte Kolderer-Chronik bezeugt. Für 1593 berichtet Georg Kolderer von einem sehr schrecklichen Ereignis:

*Ostermontag nach alter Ostern den 17. Tag Aprilis. Inn der Nacht um 12 uhr [Mitternacht, die Geisterstunde – DL], begab sich ein seer schröcklicher Fall alhie mit Hansen Wagner dem Wüertt uff der Kauffleuthstuben, nach dem er lange Zeit vom Teuffell hart angefochten und disen ermelten Abent widerum etwas an Im vermärckht wardt, Im ein Mann zugegeben, bey Im zusein, dem saget er Im obgemelter weil mit beschaidenen Wortten sollt Im sein Weib khommen lassen, und weill diser man hingeht sein Wieb zu hollen, sprang er durchs Fenster hinaus, und fiel jemerlich zue Todt. Welches seiner Freundschaft ein groß Hertzlaydt bracht. Gott bewar unns vor solchen schweren Feelen, Amen.*<sup>32</sup>

Aus einer Supplikation des Jahres 1590 erfahren wir allerdings, dass Hans Wagner schon lange mit einer schweren gefährlichen Schwachheit blözlischen überfallen und angegriffen worden... das er in Kopf etwas verwirrt und mit höchstes blodigkiet behafft war.<sup>33</sup> Bereits drei Jahre vor seinem Selbstmord hatte Wagner also seinen Verstand verloren, und zwar offenbar als Folge einer schweren Krankheit. Aus diesem Grund fand er seine letzte Ruhe auf dem Friedhof; doch blieb die öffentliche Meinung unbarmherzig, wie ein weiterer Eintrag von Georg Kolderer erhellt:

*Seltzam Witterung, thraurig mit grossen Regen und Windt:*

*Des volgenden Nachmittags kam ain solcher ungeheuerlicher grosser Regen, dess sich zuverwundern war. Man bracht bey der Oberkaytt zue wegen, daß er begraben wardt, mann saget ganzlich von Im, daß er seer gezweifelt hab am Articull der Auferstehung. Andere aber widerlegte solches: Im sey wie Im*

<sup>31</sup> Graphisch dargestellt in David Lederer, *The Dishonorable Dead: Elite and Popular Perceptions of Suicide in Early Modern Germany*, in: Sibylle Backmann, Hans-Jörg Künast, B. Ann Tlusty, Sabine Ullmann (Hg.), *Ehrkonzepte in der Frühen Neuzeit. Identitäten und Abgrenzungen*, Berlin, 1998), S. 349-365, hier S. 362f.

<sup>32</sup> SSStBA 2<sup>o</sup> Cod. 43, fol. 288r-v.

<sup>33</sup> StAA Geheime Ratspriaktakten 1588-90, 28. August 1590.

*Wöll, ain mal erst zum Fenster heraus gesprungen, nit durch eingebung des gueten Geisstes, sondern des Bösen, ein Feind des gueten und Stiffter alles Übells. Über 8 Tag hernacher alls er begraben wardt kam dergleichen Unwetter mit schröcklichem Windt und Platzregen widerumb. Ja seer trauig Wetter wartt biß in ausgehenden Monat[...]*<sup>34</sup>

Dies ist nach dem derzeitigem Forschungsstand das einzige Mal im frühneuzeitlichen Augsburg, dass die Angst vor Unwetter wegen der Beerdigung eines Selbstmörders ausdrücklich erwähnt wird. Dennoch können wir davon ausgehen, dass diese Vorstellung nicht nur von Kölderer geteilt wurde, sondern auch die Gemüter weiter Kreise der übrigen Stadtbevölkerung beherrschte. Aus ihrer Sicht sorgte eben das regelmäßige Rinnen dafür, dass es zu solchen Vorfällen überhaupt nicht kommen konnte.<sup>35</sup>

Nirgendwo sind die Vorurteile der Augsburger Bürger gegen die Selbsttötung leichter zu erkennen als in der anhaltenden Angst vor der Unehre unter Zunftmitgliedern, die durch Berührung des Leichnams hervorgerufen werden konnte. Genau aus diesem Grund musste der Scharfrichter, der ohnehin einen unehrlichen Beruf ausübte und daher nicht mehr eigens befleckt werden konnte, den Leichnam anfassen und beseitigen.

Nichtsdestotrotz erschienen schon 1653, also weit vor der Aufklärung, auch Amtsinstruktionen, die den Selbstmord mehr oder weniger detailliert medizinisch als Folge von Melancholie oder Geistesschwachheit erklärten und damit die Täter weitgehend entschuldigten.<sup>36</sup> Erst im 18. Jahrhundert konnten die aus dieser Betrachtung resultierenden Bestimmungen allerdings in die Praxis umgesetzt werden. Schon ab 1700 sah sich der Stadtrat immer öfter in der Lage, Suizid durch mildernde Umstände zu entschuldigen, was eine zwar stille, aber sonst doch ordentliche Beerdigung des Selbstmörders ermöglichte. Dieser neue Trend setzte sich ab 1731 gleichzeitig auch auf Reichsebene durch, auch wenn dies mancherorts schon über 50 Jahre früher praktiziert wurde.<sup>37</sup> Ein zusätzlicher Anlass für die

<sup>34</sup> SStBA 2° Cod. 43, fol. 288r-v.

<sup>35</sup> Hier unterscheide ich mich von einer Auswertung, die einen starken Stadt-Land-Kontrast in der frühen Neuzeit annimmt und die Angst vor dem Unwetter als Tabu der ländlichen Gesellschaft zuschreibt: Kathy Stuart: *Defiled Trades and Social Outcasts. Honor and Ritual Pollution in Early Modern Germany*. Cambridge 1999, S. 199. Die etwa sieben Fälle, die Stuart untersucht, stammen lediglich aus dem 18. Jahrhundert. Inzwischen hatte in Augsburg die Obrigkeit (wenn auch nicht die Handwerker und Zünfte) ihre Haltung dem Selbstmord gegenüber deutlich gemildert. Dazu siehe unten. An anderer Stelle (S. 200) bemerkt Stuart sogar selbst, „The fact that apotropaic measure to prevent the return of suicides were practiced in cities is a good indication that city folk were not immune to supernatural dread surrounding suicides“.

<sup>36</sup> Vgl. oben.

<sup>37</sup> Lederer, *Dishonorable Dead* (wie Anm. 31), S. 349f.

Durchsetzung dieser neuen Ordnung war die Bemühung der Aufklärer, die Umwelt zum aktiven Eingreifen bei Selbstmordversuchen zu bewegen. Deutlich wird diese neue Haltung in einem Augsburger Senatsdekret von 1742, das eine ausführliche Liste von Argumenten zusammenfasst, um das quasi-ehrliche Begräbnis eines Selbstmörders zu rechtfertigen.<sup>38</sup>

Die Mehrheit der Handwerker und Zünfte beharrte offenkundig trotzdem auf ihren Vorurteilen. Unter ihnen galt die Berührung des Leichnams eines Selbstmörders nach wie vor als entehrend. Diesen Befund bestätigen verschiedene einschlägige Prozesse, die im 18. Jahrhundert vor den Rat kamen. Nahmen Handwerker an durch den Rat verordneten Beerdigungen von Selbstmördern teil, versuchten Gegner aus den eigenen Reihen, sie aus ihrem Beruf auszuschließen. Ihr Argument bestand in dem Vorwurf, die Beklagten hätten sich und ihr Handwerk geschändet, zum Nachteil der gesamten Zunft.<sup>39</sup> In der Regel unterstützte der Rat jedoch die Angeklagten und forderte deren gegebenenfalls erforderliche Wiederaufnahme ins Handwerk. Die Prozesse dauerten freilich manchmal nicht nur Monate, sondern sogar Jahre, mit dem Resultat, dass die beklagten Handwerker für lange Zeit von ihrer Arbeit und damit ihren Einkünften ausgeschlossen waren, während ihre Gegner höhere Einkommen erzielten.

Zur gleichen Zeit setzte sich der Augsburger Rat im Hinblick auf das kostspielige und in gleichem Aberglauben wurzelnde Rinnen allmählich durch. Auch es verschwand im Laufe des 18. Jahrhunderts langsam aus dem Arsenal der Bräuche, die in Zusammenhang mit dem Selbstmord so lange Zeit hinweg praktiziert worden waren. Allerdings beeinträchtigte dieser Verzicht erwartungsgemäß die Einkünfte des Scharfrichters ganz erheblich. Er musste seine traditionellen Rechte immer wieder vor dem Stadtrat verteidigen, und dies mit immer weniger Erfolg. Der Scharfrichter fühlte sich in seiner Rechtslage sowie seinem öffentlichen Ansehen immer stärker bedrängt, je mehr die rechtliche Barriere zwischen bürgerlicher Ehrlichkeit und Unehrllichkeit an Bedeutung verlor. Aufgrund dessen erhob auch der Augsburger Vertreter dieses Berufs wiederholt Einspruch gegen diesen Eingriff in seine Einkünfte.<sup>40</sup> 1747 musste er sogar wegen des Hemdes eines Selbstmörders lange streiten, da die Kleidungsstücke eines toten Delinquenten ihm normalerweise zustanden.<sup>41</sup> Geächtet von der Bevölkerung und jetzt von den Ratsherren im Stich gelassen, geriet er in eine zunehmend problematische, mit erheblicher Reputationseinbuße verbundene Position. Bis zum Ende des Ancien Regime verlor der Scharfrichter daher erheblich an Einkünften und Status. Ob

<sup>38</sup> StAA Reichsstadtakten, Ratsprotokolle 116, Ratsprotokolle 1742.

<sup>39</sup> In diesem Punkt bin ich von Stuarts Argumentation (S. 243f.) völlig überzeugt.

<sup>40</sup> Stuart, S. 198.

<sup>41</sup> StAA Reichsstadtakten, Stadtbedienstete 1081; vgl. auch Jutta Nowosadtko: Scharfrichter und Abdecker. Der Alltag zweier ‚unehrlicher Berufe‘ in der Frühen Neuzeit. Paderborn 1994, S. 69.

dieser Trend und im Hintergrund damit die psychologische Modernisierung des Selbstmords und seiner Bestrafung dazu beitrugen, dass sich 1790 der Augsburger Scharfrichter Franz Anton Pflugler selbst erhängte, kann nur eine Vermutung bleiben. Sicher ist hingegen, dass er posthum von dieser ihm widerwärtigen Entwicklung profitierte. In Anbetracht seines Geisteszustandes wurde nämlich anerkannt, *tiefe und schwarze Hipokontrie müße dieser Unglücklichen an den Rand das Verabscheuungswiedrigen Selbstmord gefühert haben*; der Rat befahl konsequent seine ehrliche Beerdigung.<sup>42</sup>

## Die Selbstmörder

Im letzten Teil unserer Studien wollen wir die Augsburger Selbstmörder etwas genauer unter die Lupe nehmen, um den quantitativen Umfang und damit die historische Relevanz der von uns bisher beobachteten Phänomene exakter abschätzen zu können.

Zeitgenössischen Berichten zufolge nahmen sich zwischen 1555 und 1694 in Augsburg mindestens 168 Leute das Leben. Dieser Tatbestand legt nahe, diese Fälle statistisch auszuwerten. Denn seit Emile Durckheim 1897 seine berühmte Untersuchung ‚Le Suicide‘ veröffentlichte, sind Statistiken zur Grundlage der soziologischen Suizidforschungen geworden, wobei zu beachten ist, dass Durckheim der Soziologie durch Statistik überhaupt erst einen wissenschaftlichen Anspruch verleihen wollte. Inzwischen wissen wir freilich, dass die Statistik keine Patentlösung für gesellschaftliche Probleme anbietet. In der Sozialgeschichte kann sie, als Hilfs- und Erklärungsmittel eingesetzt, zwar historische Tendenzen verdeutlichen, quantitative Ergebnisse unterstützen und manchmal sogar neue Einsichten generieren. Grundsätzlich ist der Historiker aber völlig anderen theoretischen und methodischen Problemen ausgesetzt als seine Kollegen in der Soziologie. Und die meisten davon sind quellenbedingt, können also kaum wirklich gelöst werden.

Wenn die Zuverlässigkeit statistischer Auswertungen noch heute, in einem hoch entwickelten Zeitalter des technologischen Fortschritts, heftig umstritten ist, dann gilt dieser Nachteil um so mehr bei der Auswertung von Statistiken aus einem Zeitalter, das weder Computer noch unabhängige soziologische Forschungsteams kannte, die sich mit den Phänomenen auseinandersetzten. Nichtsdestotrotz neigen wir vielleicht etwas voreilig und zu Unrecht dazu, die bürokratischen Fähigkeiten der frühmodernen Obrigkeiten in vielen Bereichen aus unreflektierter Überheblichkeit zu unterschätzen. Tatsächlich kennen wir mindestens eine sozusagen historische ‚SoKo Selbstmord‘, und zwar aus der Pfalz im 16.

---

<sup>42</sup> StAA Reichsstadtakten, Ratsprotokolle 12. August 1790.

Jahrhunderts.<sup>43</sup> In diesem Fall ging es um Grenzstreitigkeiten, die uns zeigen, wie sehr die Menschen sich theoretisch mit dem Suizid und seiner teuflischen Bedeutung beschäftigten.

Im 16. und 17. Jahrhundert war, wie aus dem oben Gesagten deutlich wurde, der Selbstmord – und ich benutze den Begriff hier völlig bewusst – ein strafbares Delikt; man beging Selbstmord, oder besser, man entleibte sich. Zu den geläufigen Strafen zählte eben das unehrliche Begräbnis, das jedoch auch Vermögensbeschlagnahme implizierte, obwohl seit der Peinlichen Gerichtsordnung Karls V. von 1532 eine Konfiskation nur unter besonderen Umständen vorgesehen war. Nicht zuletzt aus diesem Grunde, d.h. wegen des zu erwartenden Gewinns, wurde im benachbarten Bayern die Selbstentleibung deshalb sogar zu einer fürstlichen Interessenssache (*Causae Domini*) erhoben; im Hintergrund dürfte auch das Interesse der Obrigkeiten an möglichst zahlreichen und steuerkräftigen Untertanen gestanden haben. Aber auch mit fiskalischen Aspekten verbundene Kompetenzstreitigkeiten zwischen zivilen und kirchlichen Instanzen wegen der Wahl der Begräbnisstätte waren nicht selten. In Augsburg endete wie dargestellt alles meistens in einem Fass, das auf Kosten der Stadtkasse beschafft und auf seine letzte Reise geschickt werden musste. Diese äußeren Umstände waren es, weshalb die Selbstmörder ihren Niederschlag in den Protokollen des Baumeisteramtes fanden.

Die Protokolle des Baumeisteramtes als Serienquellen bilden jedoch ein eigenes methodisches Problem bei der nachträglichen Erstellung zuverlässiger Statistiken. Denn die Baumeisterbücher waren nicht primär angelegt, um z.B. Selbstmörder, sondern um städtische Ein- und Ausgaben zu erfassen. Die Aufnahme des Phänomens Suizid ist also eine völlig nebensächliche Erscheinung. Deshalb ist die unabhängige Bestätigung dieser Quellenserie für die Erstellung zuverlässiger Statistiken von außerordentlicher Bedeutung. Im reformierten Genf z. B. verdichtete sich unter Calvin die städtische Bürokratie. Dort erhärten mindest vier verschiedene Quellengattungen die statistischen Ergebnisse der neueren Studie von Jeffrey Watt.<sup>44</sup>

Obwohl die Quellendichte in Augsburg nicht durch gleiche Fülle gekennzeichnet ist, hat der interessierte Forscher auch hier Zugang zu einer anderen Serienquelle eher berichtender Art, den bereits herangezogenen Stadtchroniken. Die berühmte Kölderer-Chronik wurde bereits erwähnt, dazu zu rechnen sind noch zwei weitere wichtige zeitgenössische Stadtchroniken Augsburgs, die vereinzelt Selbstmordfälle verzeichnen. Vor allem aber ist eine anonyme Chronik von Bedeutung, die Reichsstadt Chronik 27 oder RC 27, die von allerhand schrecklichen

<sup>43</sup> Deren Protokolle wurden zum Teil bearbeitet von Werner Blesch: Selbsttötung im 16. Jahrhundert in Raum Mosbach-Eberbach-Sinsheim, in: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 5 (1993), S. 311-332.

<sup>44</sup> Jeffrey R. Watt: Choosing Death: Suicide and Calvinism in Early Modern Geneva. Kirksville 2001.

Ereignissen, Katastrophen, Missgeburten, Wunderzeichen und – nicht zuletzt – von Selbstmorden in Augsburg quasi serienmäßig berichtet. Man muss diese Wunderchronik natürlich mit einer gewissen Skepsis betrachten, die jedoch zu verfliegen beginnt, sobald man diese Quelle mit dem Baumeisterbuch vergleicht. Tatsächlich stimmt die Chronik nicht nur weitgehend mit den Kurzeinträgen über Datum und Identität der Selbstmörder im Amtbuch überein, sondern sie ergänzt diese Notizen auch mit ausführlicheren Auskünften über Person, Hintergründe und Motive dieser Fälle.

Mehr noch, RC 27 liefert zudem auch Informationen über Fälle, die im Baumeisterbuch nicht vorhanden sind, aber sich durch andere Quellengattungen, etwa die Augsburger Urgichtensammlung, bestätigen lassen. Demzufolge hatte der Chronist durchaus Zugang zu intimen Details, woraus man schließen kann, dass er im inneren Kreis der Stadtbehörden stand. Ferner decken seine bzw. besser: seine und die seiner Nachfolger, Berichte eine Zeitspanne von fast 150 Jahren (1559-1697) ab, was als ein Indiz dafür zu werten ist, dass er seine bzw. sie ihre Kenntnisse nicht lediglich aus persönlichen Beobachtungen, sondern zumindest auch aus wegen ihrer rechtlichen Bedeutung meist wahrheitsgetreuen städtischen Amtsdokumenten schöpfte(n). Vielleicht kann man deswegen sogar davon ausgehen, dass es noch (eine) dritte (evtl. auch mehrere) bislang unbekannte Serienquelle(n) gab oder gibt, die die folgenden rekonstruierten Selbstmordstatistiken für das frühneuzeitliche Augsburg zusätzlich bestätigen bzw. ergänzen könnte(n).<sup>45</sup>

Nicht zuletzt sind wir mit der ‚Dunkelziffer‘ konfrontiert, d.h. mit dem Problem der Vertuschung von Selbstmorden und Selbstmordversuchen, denn zumindest theoretisch musste es im Interesse der Familie liegen, den – auch versuchten – Freitod eines ihrer Mitglieder zu verheimlichen. Den Tod zu einem Mord zu erklären, war neben dem Verheimlichen zwar eine weitere Möglichkeit zur Vertuschung, doch barg dies die Gefahr der Mordanklage gegen die Familie in sich. Den Selbstmord schließlich als Unfall darzustellen, ist die dritte Alternative, doch in diesem Fall sprachen meist die Umstände des Todes gegen ein Unglück. Diese drei Erklärungsmuster waren den Behörden durchaus vertraut, so dass eine genaue Untersuchung bei jedem verdächtigen Todesfall strikt angeordnet wurde.

Wenn auch die Berührung eines Leichnams unehrlich machte, so griffen Verwandte und Anwesende doch ein, um andere an einem Selbstmordversuch zu hindern. 1615 z. B. gelang es Peter Fechter, sich umzubringen, nachdem seine Frau ihn bei einem früheren Versuch gerettet hatte.<sup>46</sup> Der zuvor erwähnte Gold-

<sup>45</sup> Meine bisherigen ausgedehnten Versuche, diese Quelle zu identifizieren, waren allerdings vergeblich. Vor allem ergaben Stichproben in den Ratsprotokollen keinen Hinweis darauf, dass diese die gesuchten Quellen waren. Vielleicht ist die geheimnisvolle Quelle bei der Überlieferung verloren gegangen; vielleicht liegt das Problem einfach bei meinen eigenen Unkenntnissen und wird künftig von einem anderen Forscher gelöst.

<sup>46</sup> SSStBA RC 27.

schmied Cron wurde bereits einmal von seiner Tochter beim Versuch des Erhängens vom Strick abgeschnitten.<sup>47</sup> Wieder andere rettete man aus dem Lech als sie sich zu ertränken versuchten.<sup>48</sup>

Solche Rettungsaktionen blieben nicht unbemerkt. Ob sie auf dem Land leichter zu vertuschen waren als in der dicht bevölkerten Stadt, muss dahingestellt bleiben. Schlüssig, wenn auch nicht prinzipiell verallgemeinerbar, scheint dagegen das Argument der Annales-Schule zu sein, das zuerst von Jean Claude Schmitt geäußert wurde: für die Oberschicht sei es aufgrund ihres Beziehungen einfacher gewesen, einen Selbstmord zu verheimlichen. Jüngst plädierte Georges Minois auch für eine Klassenanalyse, indem die Vertuschungsmöglichkeiten an den unterschiedlichen Sanktionen gegen den Freitod festgemacht werden sollten. Denn nach seiner These sind die Adligen und Geistlichen regelmäßig glimpflich davongekommen, während die Unterschichten die ganze Härte der Gesetze zu spüren bekommen hätten.

Die Augsburger Ergebnisse sprechen allerdings gegen eine einfache Klassenzuordnung der Selbstmordfälle, wohl auch wegen der Besonderheiten der Quellen. Immerhin bei 98 von 168 Personen konnte der Berufsstand ermittelt werden. Danach kamen die meisten Selbstmörder aus den ärmeren Schichten. Mit zwölf Suiziden führten die Weber (dazu kamen noch eine Weberwitwe und ein Weberknappe), gefolgt von acht Mägden und zwei Knechten. Unmittelbar danach, auf dem dritten Platz, aber zählt man neun Geistliche – drei Nonnen, zwei Theologen, einen Mönch, einen Priester, einen *Geistlichen* und ein Mitglied der Gesellschaft Jesu; dazu kommt noch eine Pfarrersfrau. Alle waren sie, bis auf die letztgenannte, katholische Kleriker, eine Tatsache, die den Chronisten offensichtlich mit spürbarer Genugtuung erfüllte. 1584 erhängte sich z. B. ein *Doctor* aus Rom, ein konvertierter Jude und vermeintlicher Anstifter des Kalenderstreits, angeblich wegen seines schlechten Gewissens; 1608 strangulierte sich ein *Pfaff*; 1635 ertränkte sich eine Nonne aus *Ursachen der beschwerdeten der Soldaten*, d.h. sie wurde während der schwedischen Besatzung vergewaltigt.<sup>49</sup> Als sich 1660 die Frau eines protestantischen Theologen erhängte, wurde ihre Schuld zumindest teilweise wegen einer Milzkrankheit (der sogenannten ‚Hypochondrie‘) gemindert.<sup>50</sup>

Fragt man insgesamt nach der Konfession der einzelnen Täter, finden wir überwiegend Hinweise auf Katholiken, wie im Fall der zwei Staatsschreiber, die sich 1632 und 1635, nach ihrer Konversion zum Katholizismus, umbrachten. Der erste wollte durch seinen Glaubenswechsel seine Stelle retten, während der zweite

<sup>47</sup> SStBA 2° Cod. 65; SStBA RC 27.

<sup>48</sup> SStBA RC 27, Eintrag für 1593; SStBA 2° Cod. Aug. 53, fol. 326r; StaA Reichstadtakten, Stadtbed. 1085/50; vgl. auch Stuart, S. 1f.

<sup>49</sup> SStBA RC 27; StaA BB 196.

<sup>50</sup> SStBA RC 27.

zue vor bei dene Jesu witeren gebeichtet habe.<sup>51</sup> Einige Selbstmörder hatten in der Fuggerei gewohnt, so dass davon auszugehen ist, dass sie katholisch waren. Diese Einzelfälle sind allerdings kein statistischer Beweis für eine höhere Selbstmordanfälligkeit der Katholiken in Augsburg. Vielmehr ist zu berücksichtigen, dass die Chroniken, aus denen diese Fälle stammten, allesamt von Protestanten verfasst worden waren, die dem Selbstmord von Katholiken besondere Aufmerksamkeit widmeten.

Eine Klassenanalyse bezüglich der Selbstmordfälle stößt an eine weitere statistische Grenze, und zwar derjenigen der Schichtzuweisung. Neben einigen Fischern, Kartenziehern und Soldaten aus dem Umland und aus dem Hochstift wurden auch sieben Bauern genannt, von denen zwei als *reich* eingestuft wurden; ein dritter war *wohlhabend aber verschuldet*.<sup>52</sup> Eine Selbstmörderin aus dem Jahr 1647 wurde schlicht und einfach als *reich* bezeichnet.<sup>53</sup> Auf der anderen Seite wurden nur fünf als *arme Personen* beschrieben, wobei es unsicher ist, ob dies ein Hinweis auf ihre finanzielle Lage war oder (wahrscheinlich eher) ein empathischer Ausdruck des Mitleids.<sup>54</sup> Zunftmitglieder und ihre Angehörigen wurden ebenfalls genannt, und die zwei Goldschmied-Gesellen kann man kaum als *arm* bezeichnen. Ein Vogt hatte sich *zur todt gesoffen, in dem Rechten Wein und darauf noch bei drei Quertlen brandtwein getruncken*.<sup>55</sup> Der Brotkäufer Altwecker gehörte schließlich auch nicht unbedingt zur untersten Schicht der damaligen Gesellschaft. Bezogen auf Schicht und Berufsgruppen, entspricht die Zahl der Selbstmörder in Augsburg – rein statistisch gesehen – ungefähr ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung.

Aufschlussreicher sind die Geschlechterverhältnisse und die Angaben über Methode und Ort des Geschehens. Von 148 der 168 berichteten Selbstmordfälle kennen wir das Geschlecht. Männer nahmen sich danach doppelt so oft das Leben wie Frauen (95/48), was eigentlich nicht überrascht, denn die Majorität der Männer beim Selbstmord ist im Westen beinahe eine anthropologische Konstante; warum dies so ist, bleibt allerdings sehr umstritten.<sup>56</sup> Die meisten Selbstmörder bevorzugten das Erhängen, insgesamt 121. 21 haben sich ertränkt, entweder im Lech, in der Wertach, im Stadtgraben oder in einem Brunnen; sechs Menschen erstachen sich; zwei sprangen aus einem Fenster in den Tod; einer hat sich die Kehle durchgeschnitten. Bezüglich der Selbstmordmethode war die Geschlechter-

<sup>51</sup> SStBA 2° Cod. Aug. 99, fol. 249v; SStBA RC 27.

<sup>52</sup> Z. B. SStBA RC 27, Einträge für 1581, 1588, 1611, 1637 und 1694; StaA BB 180: 192, 194; StaA BB 226: 39; StAA Hochstift Augsburg, Neuburger Abgabe, Fasz. 7487.

<sup>53</sup> SStBA RC 27.

<sup>54</sup> StaA BB 174: 192, 194; BB 161: 191, 193; BB 165: 192, 194; BB 172: 192, 194.

<sup>55</sup> SStBA RC 27, Eintrag für 1681.

<sup>56</sup> Nur in China am Ende des 20. Jahrhunderts brachten sich mehr Frauen um als Männer, und dies vor allem auf dem Land und nicht in der Stadt.

verteilung im Großen und Ganzen ausgeglichen, nur beim Erhängen waren die Männer in der Überzahl. In 70 Fällen ist der Ort des Selbstmordes angegeben. Zehn brachten sich in ihren eigenen vier Wänden um, andere gingen in die Häuser von Freunden oder Bekannten oder ins Wirtshaus. Die meisten bevorzugten einen öffentlichen Ort, entweder in den Gassen, vor den Stadttoren (etwa vor dem Roten und Jakober Tor), vor/in einer Kirche (St. Ulrich, St. Stephan, St. Georg) oder sogar auf dem Rathausplatz. Auch der Selbstmord in zwei Augsburger Institutionen, in der Haft (5) und im Spital (7), war nicht ungewöhnlich. Warum?

Dies führt uns zur Frage nach dem Motiv, in der soziologischen Suizidforschung zugleich eine der wichtigsten und schwierigsten Fragen, nicht zuletzt wegen der ‚Abwesenheit‘ des Subjekts. Der Historiker ist hier den Quellen vollkommen ausgeliefert, doch kann eine Verdichtung der qualitativen und quantitativen Ergebnisse konkrete Hinweise auf die Motive bieten. Gründe für den Freitod werden nur vereinzelt ausdrücklich benannt, in Augsburg in etwa 30 Fällen. In einigen Fällen trieben finanzielle Schwierigkeiten eine Person in den Tod, wie bei jenem Bauern, der im Jahre 1611 sechs Kühe durch einen Brand verlor, oder dem Weinbrenner, dessen vergrabenes Geld 1682 von einem anderen gefunden wurde.<sup>57</sup> Ein Knappe brachte sich 1602 wegen seiner Spielsucht um, ein Gärtner 1585, weil ihm der Wirt etwas zum Trinken verweigerte.<sup>58</sup> Zwei Frauen wurden während der schwedischen Besatzung vergewaltigt und fühlten sich 1635 offenbar verpflichtet, dem in der frühneuzeitlichen Kunst stets präsenten Beispiel Lucretias zu folgen.<sup>59</sup> Nachdem ihre Eltern ihnen 1654 wegen Statusunterschieden die Heirat verboten hatten (sie war das Kind eines Abdeckers, er war Fischer), versuchten Barbara Leichnam und Andreas Anhauser, an das Beispiel von Romeo und Julia erinnernd, sich umzubringen.<sup>60</sup> Die häufigste Erklärung für den Selbstmord war jedoch der (nicht näher spezifizierte) Wahn (11). Besonders anfällig scheinen dabei die Insassen des Spitals und des Gefängnisses gewesen zu sein.

Ein Beispiel aus den Urgichten genügt, um die Selbstmordneigung unter Gefangenen zu erklären. Am 5. September 1577 soll der berüchtigte bayerische Straßenräuber Caspar Heckel sich im Augsburger Stadtkerker erhängt haben. Heckel führte eine Räuberbande an, die in den Einöden bei Friedberg Reisende überfiel und mindestens sieben brutale Morde auf ihrem Konto hatte. Im August wurde er bei der Verpfändung gestohlener Güter in der Lechmetropole ertappt und verhaftet. Nach fünf Tagen wurde er gütlich, also ohne Folter, befragt, gab aber keine Auskünfte preis. Während eines zweiten Verhörs unter Androhung der Folter bekannte er seine Mitgliedschaft in der Räuberbande. Beim dritten Verhör

<sup>57</sup> SStBA RC 27; StaA BB 164: 192,194; BB 173: 192, 194.

<sup>58</sup> StaA BB 211: 192, 194; SStBA RC 27.

<sup>59</sup> SStBA RC 27, Einträge für 20.6.1635 und 8.8.1635; StaA BB 223: 39.

<sup>60</sup> StAA Reichstadtakten, Stadtbed. 1085/50; vgl. Stuart, S. 1f.

am 19. August erläuterte er die Details ihrer Raubüberfälle und Morde. Er gestand zwar die Namen anderer Bandenmitglieder, wollte dann aber von den Überfällen nichts weiter wissen. Darauf:

*Sein Ime 4 gwicht angehengt und er damit aufgezozen worden, hat er ufs höchst genommen, dass er weiter niemand mördern oder rauben helffen, und als obsteende Thaten furgelesen, hat er anzeigt, dass es alles also furgangen, und da er was weiters wüsste, wolt ers gern anzeigen. Bitt umb Gnad.<sup>61</sup>*

Folter und unmenschliche Lebensbedingungen trieben viele Menschen in der Augsburger Untersuchungshaft in den Selbstmord.<sup>62</sup> Ging es um die ‚Entsorgung‘ eines Leichnams aus dem Augsburger Gefängnis, herrschten zudem Sonderbedingungen bei der Bezahlung des Scharfrichters: er erhielt weniger als ein Drittel seines normalen Lohns, so üblich war der Selbstmord anscheinend dort.<sup>63</sup>

Selbstmorde geschahen auch an den Orten der Barmherzigkeit, in den Augsburger Spitälern und ‚Brechhäusern‘. Zwischen 1570 und 1596 brachten sich insgesamt sieben Insassen um, wobei Krankheitsgründe die Hauptursache gewesen sein dürften. Der Fall von Jörg Bredl ist, wie eingangs vorgestellt,<sup>64</sup> exemplarisch. Ähnlich erging es 1585 dem bereits erwähnten alten Karrenzieher. Er wurde wegen *der bösen Khrankheit* von seiner Frau und Tochter ins Brechhaus gebracht, wo er von einem *bösen Geist in Verzweiflung* getrieben wurde, so dass er sich erhängte.<sup>65</sup> Im Spital strangulierte sich zudem 1588 ein *verichter* Bauer.

Es ist kein Zufall, dass sich diese drei Selbstmorde in den 1580er Jahren ereigneten. Wenn wir die Statistik der Berichte über Selbstmord in Augsburg während des 16. und 17. Jahrhundert betrachten, sehen wir eindeutig, dass die Zahl der Selbstmorde während dieser Jahre einen Höhepunkt erreichte (siehe Tabelle unten). Die zweite Hochkonjunktur ereignete sich Ende der 1630er Jahre im unmittelbaren Zusammenhang mit der schwedischen Besatzung und ihren Folgen. Nach den Analysen von Bernd Roeck lassen sich während dieser Periode eine deutlich höhere Gesamtsterberate sowie höhere Getreidepreise nachweisen.<sup>66</sup> Zwei weitere deutliche Zunahmen der Selbstmordrate sind um 1570 (während eines Ernteausfalls) und in den 1620er Jahren festzustellen. Letzterer Anstieg stand sicherlich in

<sup>61</sup> StAA Strafamt Urgichten 1577c, #98.

<sup>62</sup> Über das Thema im Allgemeinen: David Lederer, ‚...welches die Oberkeit bey Gott zuverantworten hat...‘. Selbstmord von Untersuchungsgefangenen im Kerker während der frühen Neuzeit, in: *Comparativ* 13 (2003), S. 177-188.

<sup>63</sup> Über seinen Lohn, siehe oben.

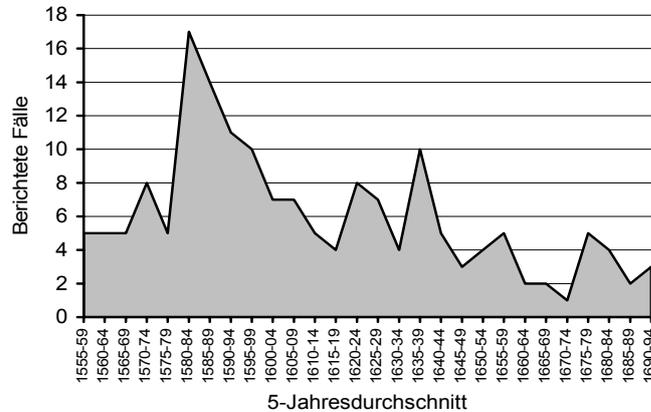
<sup>64</sup> Siehe S. XXX (39)

<sup>65</sup> SStBA 2° Cod. Aug. 53 fol. 326r.

<sup>66</sup> Bernd Roeck: *Bäcker, Brot und Getreide in Augsburg. Zur Geschichte des Bäckerhandwerks und zur Versorgungspolitik der Reichstadt im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges*. Sigmaringen 1987, S. 82, 144f.

Zusammenhang mit den Pestausbrüchen 1623 und 1628, die (nach Leonhard Lenk) mit 12 018 Opfern „die höchste Zahl, die Augsburg an Todesfällen durch die Pest jemals erlitten hat“, forderten.<sup>67</sup>

### *Selbstmorde in Augsburg 1555-1694*



Lenk beschreibt auch eine kulturelle Stimmung, die von tiefster Trauer und Schmerz geprägt war, und den ständigen Wegbegleiter Augsburgs zu dieser Zeit darstellte:

*„Damit hing die Betrachtung des Todes als eines Schlafgenossen innig zusammen:*

*„Komm o Tod, du Schlafes-Bruder*

*Komm und führe mich nur fort*

*Löse meines Schiffins-Ruder*

*Bringe mich in sichern Port...*

*Und ob mir gleich mein Herz zerbricht*

*So bistu doch mein Zuversicht.‘*

<sup>67</sup> Leonhard Lenk: Augsburgs Bürgerturn im Späthumanismus und Frühbarock (1580–1700). Augsburg 1968, S. 82.

*Der sündhafte Mensch rettet sich bei Gott aus dem irdischen Jammertal, aus seinem zeitlichen Elend.*<sup>68</sup>

War dies eine Zeit der Trauer, dann waren die zwei Jahrzehnte zwischen 1580 und 1600 ein Zeitalter der Verzweiflung. In einem einzigen Jahrzehnt (1581 bis 1590) ereigneten sich 52 der insgesamt 168 erfassten Fälle (etwa 30% in nur 14% des Gesamtzeitraums zwischen 1555 und 1694). Diese Zahl dürfte sogar noch wesentlich höher liegen, wenn man berücksichtigt, dass die Baumeisterbücher, die sonst für den Gesamtzeitraum ununterbrochen vorhanden sind, aus ungeklärten Ursachen von August bis Dezember 1584, das ganze Jahr 1585 und von Januar bis Juli 1586 fehlen. Augsburg wurde wie gesagt seit 1580 durch eine Reihe von Ernteausfällen heimgesucht und erlebte zwischen 1585 und 1594 eine nachweisbare und andauernde Inflationsperiode der Getreidepreise, die den Lebensstandard messbar beeinträchtigte.<sup>69</sup> Auch erreichten zu dieser Zeit die Augsburger Hexenprozesse ihren Höhepunkt. In seiner großen Untersuchung der Stadt Augsburg spricht Roeck sogar von einer regelrechten „Hexenpsychose“ um 1590, mit mehr Anschuldigungen wegen Zauberei als je zuvor oder danach.<sup>70</sup> Neben der Pest herrschte auch eine akute Hungersnot, die die Menschen in den Spitälern zum Wahn und Selbstmord trieb. Und es waren genau diese Bedingungen, die dazu führten, dass der Brotkäufer Hans Altweckher zu Erlingen 1589 seine Familie ermordete und sich anschließend selbst erhängte.

### **Familienvater, Mörder und Selbstmörder: Das Warum**

Welches waren nun die Motive Altweckhers für die Morde und den Selbstmord? Was war der Ursprung seiner *bösen Gedanken* und seiner Verzweiflung? Er war nicht der einzige Familienvater, der seinem Leben ein Ende machte. Im benachbarten Hochstift erwürgte sich 1605 ein Bauer aus Gründen der Melancholie; er hinterließ eine schwangere Frau und sechs Kinder.<sup>71</sup> 1640 entleibte sich Hans Herz, auch aus dem Hochstift. Ein Jahr vorher war er von einer schweren Krankheit heimgesucht worden und war seither *am ganzen Leib so crafftlos worden, daß er das ganze Jar herumb... keine Arbeit verrichten konden*; er hinterließ eine Frau und 4 Kinder, die *grosses herz Leid und bekhimmernuß haben*.<sup>72</sup> Immerhin schie-

<sup>68</sup> Lenk, S. 84.

<sup>69</sup> Wolfgang Behringer: *Weather, Hunger and Fear: Origins of the European Witchhunts in Climate, Society and Mentality*, in: *German History* 13 (1995), S. 14.

<sup>70</sup> Bernd Roeck: *Eine Stadt in Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte der Reichstadt Augsburg zwischen Kalenderstreit und Parität*. Göttingen 1989, S. 112-116.

<sup>71</sup> StAA Hochstift Augsburg Neuburger Abgabe 7487, 22 March 1640.

<sup>72</sup> StAA Hochstift Augsburg Neuburger Abgabe 7487, 22 March 1640.

den beide aus dem Leben, ohne ihrer Familie Gewalt anzutun. Wo liegt damit der Unterschied zu Altweckhers Selbsttötung?

Ein Text aus dem Jahre 1581 kann der Problemlösung dienen: Die anonyme ‚Erschreckliche, Warhafftige Zeitung, von einem Bawren, welche seinen Junker umb Korn zu leihen gebeten, das er ihm thet versagen, Und der Bawr darüber im verzweiflung gefallen, wegen hungers nott sich selbst sampt seinem Weib und Kinder erhengt, auch wie hernacher der Edelman versuncken, allen frommen Christen zur warnung in gesangs weise gestellet‘.<sup>73</sup> Diese vierseitige evangelische Zeitung berichtet von einem realen Ereignis vom 24. April 1580 im preußischen Dorf Bietow bei Danzig. Dort bat ein Bauer namens Gurgun Schultze seine Nachbarn um Brot, doch verwiesen diese ihn an den Junker, dessen Untertan er sei. Der Edelmann, Heinrich Rechenberg, aber weigerte sich, ihm Korn zu leihen oder zu verkaufen, mit der Begründung, er habe selber keines. Zu Hause angekommen, nahm Schultze seine vier kleinen Kinder und seine Frau mit in die Scheune, wo er, nachdem er sie alle erhängt hatte, sich selber mit dem Strick das Leben nahm, so *das ein jeder thet anschawen*. Als der Edelmann dies erfuhr, *bedacht er seinen Eydt, auch war es im von Hertzen leid*, und er erkannte, dass er sein Korn mit seinem armen, hungernden Untertanen hätte teilen sollen. Er ritt zum Haus des Bauern, wo er einem schwarzen Hund begegnete, *darob kam im an ein grausen*. Der Junker sank zu Boden, und nach zwei Monaten starb er.

In diesem Bericht wird aber auch die Verzweiflung und der Selbstmord des Bauern verurteilt, *das er gethan umb hungers not, vergas darüber den lieben Gott, der Teuffel bald zu ihme kame*. Anders lag der Fall bei dem Junker Heinrich Rechenberg, der für seinen Geiz bestraft wurde. Er ist der Bösewicht der Geschichte, weil er seinen obrigkeitlichen Pflichten in der Krise nicht nachkam. Dem Bauern dagegen, auch wenn er der Verzweiflung erlag, konnte man das Mitleid nicht versagen. Damit ist diese *erschreckliche Zeitung* eine zweifache Warnung, zuerst an alle Gläubigen, dass sie an der Gnade Gottes auch angesichts einer Notlage nicht verzweifeln sollen, aber vor allem an die Obrigkeiten, ihren Verpflichtungen gegenüber der christlichen Gemeinde nachzukommen.

Ein elsässisches Flugblatt des Jahres 1613 erzählt *Gesangweiß* und in Bildern von einem sehr ähnlichen Ereignis. Dort ging ein armer Mann zu seinem reichen Bruder, um für seine Frau und drei Kleinkinder um Brot zu bitten.<sup>74</sup> Er bot seine Dienste an, um die Schuld abzubezahlen. Sein Bruder aber wies ihn mit *spöttischen Worten* ab:

<sup>73</sup> Erschreckliche, Warhafftige Zeitung ..., o. O. 1581.

<sup>74</sup> Eine Warhafftige und Erschröckliche Neue Zeitung. Welche sich begeben vil zu getragen hat im Elsas/ in einer Statt Altendan genant.. (Straßburg 1613): Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Graphische Sammlung, HB 24832, Kapsel 1373; nachgedruckt in Schmidt-Kohlberg, S. 132.

*Da thet der reich Bruder sagen, aus grossem ubermuth, der Teuffel thue mich holen, wann ich jetzt habe Brodt, alda in meinem Hause schon, so thu mich der Teuffel zureissen, alß bald von stunden an.*

Der arme Bruder ging sehr betrübt nach Hause, wo er anschließend seine Kinder und sich an einem Baum im Garten erhängte. Als seine Frau später heim kam und die mörderische Szene sah, fiel sie in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, holte sie ein Messer und erstach sich. Der reiche Bruder erfuhr davon und bemerkte lakonisch, *was thut mich daß angehen*. Unmittelbar danach trat ein schwarzer Mann (*welches der leydige Teuffel war*) ins Esszimmer ein und sprach: *hettestu deinem Bruder, heut Korn oder Brodt geben, wie er dich so sehr bate, und auch darumb sprach an, so were dises nicht geschehn, wie es ist heut ergangen, und hast vor augen gesehen*. Und dort, vor seiner eigenen Familie, zerriss der Teufel ihn in Stücke und strafte seine Seele mit den ewigen Höllenqualen.

Ähnlich dem Fall des Gurgen Schulze verweigerte man die Nächstenliebe, die Kardinaltugend in Zeiten von Pest und Hungersnot. In beiden Fällen kamen die Familienväter ohne Verurteilung davon, ja ihre mörderischen/selbstmörderischen Taten wurden nahezu entschuldigt. Denn sie hatten in erster Linie an ihre Familien gedacht, die sie vor einem grausamen Hungertod retten wollten. Der Hungertod war auch kein Produkt ihrer Fantasie, er war bei Ernteausfällen und Inflationseinbrüchen deutlich und präsent. An dieser Stelle sei wieder Lenk zu Augsburg zitiert:

*Wir Machen unser Kreuz und Leid  
Nur größer durch die Traurigkeit.*

Dies sangen die Gläubigen und beugten sich ergeben dem unerforschlichen Ratschluss Gottes. Knochengerippe, ein friedliches Dorf inmitten rauschender Wälder, spielende Kinder am Wiesenrain, daneben ein Totenschädel und ein Grabmal, das düster in den heiteren Sommertag eines wogenden Kornfeldes ragt, der Tod als ein im Hinterhalt lauender Armbrustschütze – die Symbole irdischer Vergänglichkeit begegnen uns als Leitmotive in Stammbüchern, Schriften, Bildern und an ihrem eigentlichen Ort, in den Leichenpredigten.<sup>75</sup>

Als Hans Altweckher an jenem Sommertag nach Hause zurückkehrte, dürften diese Bilder vom Tod und langsamen Verhungern direkt vor seinen Augen gestanden haben. Ende der 1580er Jahren konnte wie gesagt ein Brotkäufer in Augsburg nur sehr wenig Brot erwerben. Vielmehr war die Zeit von Ernteausfall, Inflation, wütende Krankheiten und Tod bestimmt – und einer Jahrhundertwelle von Selbstmordfällen. Die Gesellschaft war panisch, sah überall Teufel und verurteilte Hexen in Rekordzahl, um der Krise Herr zu werden – alles vergeblich. Am Ende

---

<sup>75</sup> Siehe oben Anm. 67.

glaubte Altweckher an keinen Ausweg mehr. Sein Herrgott schien ihn verlassen zu haben, er verlor die Hoffnung, wurde von bösen Gedanken erfasst und beging eine Tat, die zweifelsohne durch Verzweiflung hervorgerufen wurde. In gewisser Hinsicht beruhte sein Handeln allerdings auch auf der zeitgenössischen Wahrnehmung seiner Männlichkeit und seiner Stellung als Hausvater. In der patriarchalischen Gesellschaft der frühen Neuzeit nahm er seine Rolle als *pater familias* tödlich ernst; wie ein römischer Hausvater glaubte er, über Leben und Tod seiner Familie entscheiden zu können. Wir kennen keine Flugschriften über Frauen, die, unter ähnlichen Bedingungen, ihre Familie und sich selbst getötet haben; es hätte der Frau auch nicht zugestanden.

Vor diesem ‚patriarchalischen‘ Hintergrund handelten die Familienmörder völlig im Einklang mit den moralischen Vorstellungen ihrer Zeit und konnten – zumindest in den genannten Fällen – deshalb zum Teil entschuldigt werden. Sie agierten ‚pflichtbewusst‘, obwohl die Flugblätter den Mord und Selbstmord als solche nicht rechtfertigten. Stattdessen appellierten sie an das menschliche Mitleid und an die Nächstenliebe, indem sie versuchten, den Zeitgenossen die Verzweiflung derart Betroffener spürbar zu machen und gleichzeitig, vor ihr zu warnen. In dieser Hinsicht ist die Geschichte von Hans Altweckher nicht nur ein Beispiel für die Mentalität in Augsburg um 1600, sondern auch ein Zeichen für die Anfänge der Moderne. Erkennen wir nicht etwa Ähnlichkeiten mit neueren *erschrecklichen Zeitungen* und ihre Botschaft in unserem eigenen Zeitalter?

## Jakob Brucker als Philologe und Übersetzer

Manfred Keßler

Jakob Brucker (1696-1770) hat gemeinhin vor allem als Verfasser von Schriften zur Geschichte der Philosophie, insbesondere der *Historia critica Philosophiae* (in sieben Bänden erstmals 1741 veröffentlicht<sup>1</sup>) einen Namen. Weniger bekannt dürfte hingegen sein, dass er offenbar auch philologische Studien betrieben hat, deren Spuren auch in seinen Veröffentlichungen deutlich erkennbar werden.

So erwähnt der Augsburger Verleger und Buchhändler Veith, der in seiner *Bibliotheca Augustana*<sup>2</sup> 1792 die wohl erste Biographie Bruckers veröffentlichte, unter den Wissenschaftsdisziplinen, die Brucker nach Beendigung seiner fünfjährigen akademischen Studien in Jena und der anschließenden Rückkehr nach Augsburg (1720) „mit Fleiß pflegte“ (*sedulo colebat*), neben der *Philosophia* und der *Historia litteraria* ausdrücklich auch die *Philologia ac Critica*. Dazu betont Veith in einer weiteren, sub linea eingefügten Anmerkung, dass die „wissenschaftliche Beschäftigung mit der *Philologia* in Verbindung mit der *Critica*“ Brucker „erstaunliches Ergötzen bereitet“ (*mirifice [...] studio Philologiae cum Critica conjunctae oblectatur*), und weiter, daß Brucker in einem Jahrhundert, in dem die Philologie bei den Gebildeten in hohem Ansehen stand, der aber wegen der Auffächerung des philosophischen Studiums in eine große Vielfalt von Wissenschaften im ganzen Reich nur noch wenige Anhänger verblieben, in seinem Bekanntenkreis „der letzte Römer“ (*ultimus Romanorum*) genannt wurde, „weil die unserem [Brucker] ebenbürtigen Philologen allmählich selten geworden waren“ (*quod rari esse caepissent Philologi Nostro pares*).

Unabhängig vom biographischen Aspekt dieser Notizen erscheint darin das von Brucker „mit erstaunlichem Ergötzen“ praktizierte *studium Philologiae* eng mit der Zielsetzung und den Methoden der *Critica* verknüpft. Die angeführte Formulierung Veiths ist jedenfalls kaum anders zu interpretieren, als dass sich Brucker mit philologischen Studien nicht nur ‚spañeshalber‘ beschäftigte, sondern

<sup>1</sup> Brucker bemerkt in der *Praefatio*, dass er zehn Jahre an dem Werk gearbeitet und die 1. Fassung auf Deutsch geschrieben habe: „Decennium excurrit ex quo historiae philosophicae institutiones vernaculo sermone scribere exorsi, gnaviter institutum ursimus, tandemque favente Numinis gratia septem voluminibus ad nostram usque aetatem deduximus.“

<sup>2</sup> *Bibliotheca Augustana, complectens notitias varias de vita et scriptis Eruditorum, quos Augusta Vindelica orbi litterato vel dedit vel aluit. Congessit Franciscus Antonius Veith, Augustanus, Bibliopola. Alphabetum VIII. Augustae Vindelicae. Sumptibus Auctoris, MDCCLXXXII, p. 5.*

ihre Hervorbringungen und veröffentlichten Ergebnisse auch mit entsprechender Kritik begleitete.

So finden sich zum einen deutliche Hinweise darauf, dass er sich auf dem Gebiet der (originär im Wissenschafts- und Aufgabenverständnis der alexandrinischen Philologen wurzelnden) Textkritik mit Lesarten fremdsprachiger (griechischer und lateinischer) Codices beschäftigte. Dies legen jedenfalls Bemerkungen in Bursians *Geschichte der classischen Philologie*<sup>3</sup> nahe, denen zufolge „der hervorragendste unter den deutschen Hellenisten jener Zeit“, Johann Jacob Reiske in Leipzig, „für seine große kritische Ausgabe der griechischen Redner [ed. 1770], das umfänglichste Denkmal seines Scharfsinnes und seiner Gelehrsamkeit“, als „handschriftliche Hilfsmittel [...] vier Augsburger Codices des Redners Demosthenes [...] durch Vermittelung des oben erwähnten J. Brucker zugeschickt erhielt“.

Bereits früher hatte er als (seit 1731) Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften – nach dem Urteil Bursians<sup>4</sup> – neben Leibniz die bedeutendsten philologischen Arbeiten der Akademie geliefert, veröffentlicht in den *Miscellanea Berolinsensia ad incrementum scientiarum ex scriptis societatis regiae scientiarum exhibitis edita (1710-1743)*, nämlich in der *Continuatio IV sive tomus V* (1737) eine *Dissertatio historico-critica de secta Elpisticorum* (über die von Plutarch erwähnten ‚Elpistikoi philosophoi‘) und in der *Continuatio V sive tomus VI* einen Aufsatz *De vestigiis philosophiae Alexandrinae in libro sapientiae*.

Dass er sich hingegen auch bei der Wahrnehmung seiner dienstlichen Verpflichtungen als Lateinlehrer und Schulleiter in Kaufbeuren kritisch mit den im Unterricht zu behandelnden Texten bzw. den zur Verfügung stehenden Editionen zu beschäftigen hatte, wird man nicht als Besonderheit im Sinn der von Veith apostrophierten philologischen Studien zu werten haben, wenngleich auch Äußerungen des ‚Pädagogen‘ Brucker erkennen lassen, dass er sich wohlbegründete Gedanken über die Werthaltigkeit bestimmter Lektürestoffe und deren Eignung für den Sprachunterricht gemacht hatte.<sup>5</sup>

Vor allem aber lassen sich aussagekräftige Belege dafür anführen, dass Brucker gerade bei den ihn hauptsächlich beschäftigenden philosophiegeschichtlichen Forschungen ganz wesentlich auf die – hilfswissenschaftliche – Unterstützung von Seiten der ‚kritischen‘ Philologie zurückzugreifen wusste. Dies war vor allem dann der Fall, wenn er sich bei der Beurteilung und Verwendung der von ihm reichlich in Übersetzung, oft genug auch im fremdsprachigen Wortlaut zitierten

<sup>3</sup> Geschichte der classischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Conrad Bursian. Erste Hälfte. München und Leipzig 1883. S. 407ff., 413f.

<sup>4</sup> Bursians Geschichte der class. Philologie, S. 359; vgl. K. Alt, Jakob Brucker, ein Schulmeister des 18. Jahrhunderts, Diss. Erlangen, 1926, S. 82.

<sup>5</sup> Vgl. dazu die Ausführungen von K. Alt, Jakob Brucker, S. 80, und S. 94ff.

Belegstellen sowohl mit textkritischen wie interpretatorischen Problemen zu beschäftigen hatte.

So geht er in der *Praefatio* seiner *Historia critica Philosophiae*, in der er ausführlich die Entstehungsgeschichte dieses zunächst auf Deutsch verfassten und erst auf Drängen „vieler in der Gelehrtenwelt angesehenen und einflussreicher Männer“ von ihm ins Lateinische übersetzten, dabei mit ausführlichen Anmerkungen ergänzten und erweiterten voluminösen Werkes darstellt, insbesondere auch auf seine sorgfältig prüfende und abwägende wissenschaftliche Arbeitsweise ein, mit der er alle Informationen über die von ihm behandelten Philosophen und ihre Lehrgebäude „einer kritischen Prüfung unterzogen“ hat<sup>6</sup>. Seine besondere Aufmerksamkeit erforderten dabei Belegstellen, die er nicht im originalen griechischen Wortlaut, sondern nur in lateinischer Übersetzung verwenden konnte bzw. musste. Offenkundig fanden dabei die allgemein in Gelehrtenkreisen rezipierten Versionen nicht immer seinen Beifall, so dass er sie „in welchem Umfang auch immer, verbessern“ musste (*versionibus vero usi sumus inter eruditos receptis, & quantum pote emendatis*). Die meisten Lehrmeinungen der Alten referierte er so zwar nach Möglichkeit im originalen Wortlaut, „entfernte sich aber nicht selten von ihren gewöhnlichen Interpretationen“ (*ubi tamen haud raro interpretationes vulgares reliquimus*). Bemerkenswerterweise berief sich Brucker dabei auf die Übersetzungsmethode eines gewissen Gottfridus Olearius, der in Leipzig eine auf Englisch verfasste Geschichte der orientalischen und griechischen Philosophie des Thomas Stanleijus<sup>7</sup> ins Lateinische übersetzt und dabei für dessen Übersetzung griechischer Texte des Diogenes Laertius „nicht selten eine elegantere, bessere und getreuerere Übersetzung“ zustande gebracht habe (*[...] haud raro & elegantiorum & meliorem invenimus atque fidiorem [versionem]*) als Stanleijus bei seiner englischen Version. Brucker erwähnt diesen Vorgang auffallenderweise noch einmal in seiner ausführlichen *Dissertatio praeliminaris*, die er dem ersten Band seiner *Historia critica Philosophiae* voranstellte, und hebt dabei wieder die lateinische Übersetzung<sup>8</sup> des „einstmals hochgefeierten Olearius“ hervor, die die „lobenswerte Gewissenhaftigkeit“ des Stanleijus „noch mehr ausgeschmückt und

<sup>6</sup> Praefatio (II): „[...] vitas, tempora, circumstantias atque fata [...] critico examini subjecta [...] & imprimis de decretis ipsorum cum generalem tractationem instituimus, & quid ad ea constituenda & in peculiare doctrinae aedificium compingenda influxum quasi praebuerit, accurate exposuimus, tum ipsa systemata vel ex propriis philosophorum libris, qui supersunt, vel ex monumentis delineavimus, quae haberi possunt, aetate fideque proximis delineavimus, controversias recentiorum circa ea excussimus, testes paginae ubique subjecimus [...]“

<sup>7</sup> Th. Stanley, *The History of Philosophy*, London 1685.

<sup>8</sup> *Diss.praeliminaris*, p. 36 „Fn. o: ”Hoc titulo: *Historia philosophiae, vitas, opiniones, resque gestas & dicta philosophorum sectae cuiusvis complexa, auctore Thoma Stanlejo ex anglico sermone in latinum translata, emendata, variisque dissertationibus atque observationibus passim aucta. Lips. 1711. 4.*“

verbessert habe<sup>9</sup>. Aus dem zweimaligen Hinweis Bruckers auf die verfeinerten Versionen des gefeierten Übersetzers Olearius dürfte vor allem auch das Anliegen erkennbar werden, in der Anlehnung an einen „hochberühmten“ Gewährsmann einen – gewissermaßen wissenschaftshistorisch verankerten – Qualitätsbeweis für seinen eigenen kritischen Umgang mit überlieferten Texten und deren interpretierende Übersetzung unter Beweis zu stellen.

Dabei ist sich Brucker auch des Problems bewusst, dass „es nicht ausbleiben kann“, dass eine ‚wortgleiche‘ Übersetzung „trotz bestens Bemühens des Übersetzers, einen sauberen und fehlerfreien, ungeschönten, wie es sich in dieser Art von Beweisführung gehört, Schrifttext zu liefern, den Sinnzusammenhang einer Textstelle nur „unähnlich“ wiedergeben kann, und „bittet den wohlwollenden Leser inständig, eine gewisse stilistische Ungleichheit (sc. zwischen Original- und Übersetzungstext) dem Gegenstand und Ziel der Behandlung, nicht einer Nachlässigkeit des Übersetzers anzulasten“<sup>10</sup>.

Diese Rechtfertigungen sind besonders auch vor dem Hintergrund einer bemerkenswerten Rezension Bruckers bedeutsam, in der er eine bereits mehr als 200 (!) Jahre vor seiner Zeit, nämlich im Jahr 1540, veröffentlichte Xenophon-Übersetzung des Colmarer „Obrißmeisters“ Hieronymus Boner<sup>11</sup> einer überaus kritischen, um nicht zu sagen: vernichtenden Begutachtung unterzog<sup>12</sup>.

Boner hatte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts elf große Bände von Übersetzungen griechischer und lateinischer Historiker (u.a. Herodot, Thukydides, Xenophon, Demosthenes, Plutarch) veröffentlicht, die er, weil selbst der griechischen Sprache nicht mächtig, nach jeweils verfügbaren lateinischen Textvorlagen verfertigte. Dabei dürften ihn, der sicher kein studierter Philologe, sondern wahrscheinlich Jurist war, speziell der Überlieferungsstand oder die literarische Qualität seiner Vorlagetexte kaum interessiert haben, erst recht nicht die Frage, ob bzw.

<sup>9</sup> Diss. praeliminaris, p. 36: „[...] laudanda omnino est ejus (sc. STANLEII) diligentia, quam latina celeberrimi quondam GODOFRIDI OLEARII versio ornatorem et emendatiorem nobis effecit.“

<sup>10</sup> Vgl. Praefatio (III): „[...] non potuit non accidere, ut ipsa dictio & scriptionis ratio sibi fieret dissimilis, licet omnem in eo industriam poneremus ut caste emendateque, sine fuce tamen, ut in hoc argumenti genere decet, scriberemus. Quam stili aliqualem inaequalitatem ut materiae potius & scopo tractationis, quam nostrae negligentiae imputet benevolus lector, vehementer oramus.“

<sup>11</sup> Zur Persönlichkeit des ‚Übersetzers‘ Boner vgl. M. Keßler, Thukydides-Lorenzo Valla-Hieronymus Boner. Die ‚Historien‘ des Thukydides auf dem Weg über Vallas lateinische zu Boners frühneuhochdeutscher Übersetzung, Diss. Augsburg, 2001.

<sup>12</sup> Rezension von Xenophon: Commentarien und Beschreibungen von dem Leben und Heerzug Cyri des ersten Königs in Persien [...]. Übers. Von Hieronymus Boner. Augsburg 1540. In: Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. [Hg. Von Johann Christoph Gottsched], Teil 30 (= Bd. 8,2). Leipzig 1743, S.195-203.

inwieweit sie philologisch korrekt aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt waren, zumal sie wenigstens z.T. von ungenannt bleibenden Übersetzern stammten. Vielmehr war es ihm, der viele Jahre hindurch mit größtem Einsatz die höchsten politischen Ämter bekleidete und in diesen Funktionen seine Vaterstadt auch auf Reichstagen (u.a. auch in Augsburg 1530) vertrat, ein sein ganzes Leben und Schaffen bestimmendes Anliegen, seinen Mitbürgern, auch den jungen Menschen in der Schule, behilflich zu sein, aus den Quellen der Antike, insbesondere der Historiker, zuverlässige Standpunkte für die Beurteilung der Verhältnisse der eigenen Zeit zu gewinnen. So war es im Sinn dieser Zielsetzung folgerichtig, sogar erforderlich, die Übersetzungstexte nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich auf die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse seiner eigenen Zeit auszurichten.

Boner hatte sich dabei durchaus im Rahmen der von einflussreichen Renaissance-Philologen und Humanisten<sup>13</sup>, aber auch von ‚volksnah‘ und medienwirksam argumentierenden Reformatoren wie etwa Martin Luther<sup>14</sup> propagierten Übersetzungstheorien bewegt, in denen die Vorzüge einer ‚sinngemäßen‘, d.h. interpretierenden, vor der (als ‚mittelalterlich‘ apostrophierten) ‚wörtlichen‘ Übersetzung betont worden waren. In der Rezension Bruckers wird hingegen erkennbar, dass er die Grenzen erlaubter Freiheiten und Möglichkeiten ‚sinngemäßer‘ Übersetzung sehr eng gesetzt wissen wollte, eine Position, die er auch früher in der oben angeführten *Praefatio* seiner Philosophiegeschichte vertreten hatte. Vor allem wird aber aus der Einzelkritik der Rezension deutlich, dass er hier als (selbst des Hebräischen, Griechischen und Lateinischen kundiger) Philologe an Boner gerade das Fehlen einer für die Tätigkeit als Übersetzer zwingend notwendige philologische Kompetenz kritisiert, wenn er gallig anmerkt: „[...] es zeigt auch die Vergleichung dieser deutschen Übersetzung, daß der unweise Obermeister von Colmar, (wie er sich in der Zuschrift nennt), gar nicht griechisch verstanden, und nach dem damaliger Zeit ganz gemeinen Vorurtheile geglaubet habe: es sey genug, wenn man aus dem Lateinischen eine Übersetzung mache. Denn ohne diesen thörichten Wahn, würde er nicht so manche Stelle falsch und ganz unverständlich übersetzt, und so oft des wahren Verstandes verfehlt haben. [...] Er hat aber bisweilen die Meynung der Worte Xenophons so gar umgekehret, daß es sehr wahrscheinlich ist, er sey nicht einmal der lateinischen Sprache vollkommen mächtig

<sup>13</sup> Vgl. die Abhandlung des Florentiner Humanisten Leonardo Bruni *De interpretatione recta*, entstanden in den Jahren zwischen 1424 und 1426, mit der er in einer Kontroverse mit Alonso von Cartagena über die unterschiedliche Gestaltung von Aristoteles-Übersetzungen als Ergebnis einer ‚Grundsatzdebatte‘ sein „Selbstverständnis als Übersetzer“ umfassend dokumentierte. Sie gilt als grundlegendes Hauptwerk der humanistischen Übersetzungstheorien.

<sup>14</sup> Vgl. Luthers Rechtfertigungen seiner interpretierenden Übersetzungsmethode im *Sendbrief vom Dolmetschen*.

gewesen [...]“ Freilich ist, so Brucker, für die mangelnde Qualität der Übersetzung wesentlich auch die „gar kleine und geringe“ muttersprachliche Kompetenz Boners verantwortlich zu machen: „Daß aber diese manchmal unverständliche Übersetzung nicht nur von der schlechten Erfahrung in der griechischen und lateinischen Sprache, sondern auch von den verworrenen und nicht aus einander gesetzten Begriffen des Uebersetzers herkomme; und er demnach ein gar kleines und geringes Vermögen, recht und deutlich in seiner Muttersprache zu schreiben, gehabt habe, hat er an vielen Orten verrathen.“ Daneben nimmt Brucker auch am Dialekt und der Rechtschreibung Boners Anstoß: „Was die Schreibart des Uebersetzers betrifft, so folget er der Gewohnheit der Oberrheinischen Mundart, welche zu der Zeit, da diese Uebersetzung verfertiget worden, von den meisten Schriftstellern beybehalten worden, ungeachtet Lutherus in seiner deutschen Bibel ein viel richtigeres Muster einer reinen deutschen Schreibart gegeben hatte. Es ist daher die Rechtschreibung noch so altfränkisch und unregelmäßig, als sie im funfzehenden Jahrhunderte gewesen [...]“ Brucker rügt auch die Verwendung von Fremdwörtern: „Er mischet auch bisweilen Wörter ein, die aus andern Sprachen entlehnt sind“, bemerkt aber anerkennend, dass „er sich nach der löblichen Gewohnheit seiner Zeit gehütet, sein Buch durch lateinische Lettern nicht bunt zu machen. Daher alle eigne Namen mit deutschen Buchstaben ausgedrückt sind.“

Schließlich kommt Brucker auch noch – allerdings nur in der Kürze der hier zitierten Passage – darauf zu sprechen, dass Boner in seiner Übersetzung – trotz deren sprachlicher Mängel – immerhin „manchesmal“ den Sinngehalt des Vorlagentextes angemessen vermittelt habe: „Indessen, ob gleich aus angeführtem erhellet, daß an dieser Uebersetzung vieles auszusetzen sey, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß er manchesmal den Sinn seines Geschichtschreibers wohl getroffen und deutlich ausgedrückt habe. Da es ihm aber an der Wissenschaft in der griechischen Sprache fehlte, so konnte er es nicht besser machen.“ Hätte Brucker als ‚Schulmeister‘, der er ja auch lange Jahre in Kaufbeuren war, die Übersetzungsleistung Boners zensieren müssen, wären ihm wohl allenfalls die Prädikate „nur zur Not ausreichend“ oder gar „mangelhaft“ eingefallen.

Zur Ehrenrettung Boners darf freilich eingewendet werden, dass ihn der ‚Philologe‘ Brucker nach Kriterien rezensiert, die, wie oben ausgeführt, für Boners ‚Übersetzungsideologie‘ kaum relevant waren. Es dürfte demnach nicht abwegig sein, Brucker einer letztlich unwissenschaftlichen Grenzüberschreitung zu zeihen, wenn er die mehr als 200 Jahre alte „deutsche Übersetzung der historischen Schriften Xenophons, welche sich sehr selten gemacht hat“, als historiographische Veröffentlichung eines ‚Nicht-Philologen‘ nach den Kriterien und Anforderungen sowie dem Niveau und Anspruch seiner eigenen Forschungstätigkeit beurteilt. Andererseits dürfte sich aber aus Bruckers Bemerkungen in dieser Rezension ebenso wie aus den oben angeführten Belegen unzweifelhaft bestätigen lassen,

dass er der Philologie als Wissenschaftsdisziplin insbesondere in ihrer Nutzanwendung bei hilfswissenschaftlichen Diensten einen hohen Stellenwert zuwies.

Es entbehrt nun freilich nicht einer gewissen Ironie, dass sich Brucker mit den von ihm so plakativ verfochtenen Anforderungen an eine nach philologischen Kriterien angemessene Übersetzung auch in einen deutlichen Gegensatz zu der Auffassung Luthers stellt, auf den er sich in seinen sonstigen Schriften gerne und häufig, so nicht zuletzt auch in dem oben zitierten Auszug aus der Boner-Rezension, beruft. Martin Luther hatte nämlich in seinem *Sendbrief vom Dolmetschen* gefordert: „Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, wie diese Esel tun, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen; da verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.“

## Die Schaubühne als ökonomische Anstalt betrachtet\*

*Stefanie Stockhorst*

Entscheidende Bedeutung für die Gesellschaftsordnung des 18. Jahrhunderts besaß das aufstrebende Bürgertum, das durch nationalen und internationalen Handel, Bankgewerbe und die erst aufkommende Industrialisierung zu Geld, Besitz, Einfluss und Macht gelangte. Die allmählich voranschreitende Wandlung von einer ständischen Privilegiengesellschaft zu einer liberalen Marktgesellschaft rechtsgleicher Bürger lässt sich als Differenzierungsprozess begreifen, in dessen Verlauf einzelne Funktionsbereiche der Gesellschaft wie etwa Wirtschaft, Politik, Recht oder Religion voneinander unabhängig wurden. Sie formierten sich zu selbständigen sozialen Handlungszusammenhängen, mit deren Ausdifferenzierung eine Spezialisierung der Textsorten einherging, in denen die jeweiligen Inhalte zur Sprache kamen.

Für die Themenbereiche ‚Geld‘ und ‚Besitz‘ ergaben sich vor dem Hintergrund der bürgerlichen Emanzipation neue, differenzierte Zuständigkeiten. Nicht nur die kameralistisch-nationalökonomische und christlich-sozialethische Theorie, sondern auch die moraldidaktischer Schaubühne beteiligte sich lebhaft an der Profildebatte um das ökonomische Selbstverständnis des Bürgertums. Besonders in Deutschland kam dem Theater wegen der im 18. Jahrhundert mangelhaft institutionalisierten politischen Öffentlichkeit eine herausragende Bedeutung als Forum kultureller Selbstausslegung zu.

So verfolgt Fiederer ein legitimes und ergiebiges Anliegen, wenn sie in ihrer Dissertation nach der Funktion von Geld und Besitz im bürgerlichen Trauerspiel fragt, nach den „Interdependenzen zwischen Geld und Tugend, zwischen Verurteilung oder Lobpreis des Materiellen“ (S. 13). Gerade wenn man eine literarische Gattung als bewusstseinsgeschichtliche Quelle auswertet, bedarf es sicherlich kaum einer Rechtfertigung für die „umfangreiche Einbeziehung von eher zweit- oder drittklassigen Texten“ (S. 14). Maßgeblich für eine historische Studie kann gewiss nicht ein ohnehin diskussionswürdiger Kanon sein, sondern vielmehr das, was im fraglichen Zeitraum gedacht, geschrieben und auf die Bühne gebracht wurde. Auch die in Vergessenheit geratenen Texte stehen in einem kulturell be-

---

\* Zugleich Besprechung von Margrit Fiederer: Geld und Besitz im bürgerlichen Trauerspiel. (Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften; Reihe Literaturwissenschaft. Bd. 414). Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. ISBN 3-8260-2335-8. 402 S. 49,59 €,-.

dingten, übergeordneten Verweiszusammenhang, und womöglich reflektieren gerade sie die weniger traditionsgängigen des kulturellen Selbstverständnisses ihrer Entstehungszeit besonders eindrücklich.

Die Zielsetzung der Arbeit besteht nicht in der flächendeckenden Auswertung der Gattung unter dem Gesichtspunkt von Geld und Besitz, sondern um eine exemplarische Inhaltsanalyse. Wenn es dann aber heißt, dafür sei „der in Augsburg vorhandene umfangreiche Buchbestand durchaus repräsentativ“ (S. 16), verschleiert die artige Hommage an die Heimatbibliothek die tatsächliche systematische Leistung der Arbeit: Mit einer Auswahl von 217<sup>1</sup> überwiegend nicht in modernen Editionen zugänglichen Trauerspielen, die keineswegs nur in historischen Drucken, sondern auch nach den Mikroformen der Houghton Library und der Bibliothek der deutschen Literatur eingesehen wurden, erschließt Fiederer in der Tat einen soliden Querschnitt durch die Vermögensproblematik im bürgerlichen Trauerspiel.

Als sehr nützlich erweist sich darüber hinaus die einleuchtende Typologie, nach der sämtliche behandelten Dramen in einem Quellenanhang je nach Stellenwert des Geldes in ihrem Handlungsverlauf klassifiziert werden: „Die Bandbreite reicht von einer knappen Angabe, wie über fehlendes Vermögen zur Ehe, bis hin zur handlungskonstituierenden Fabel, in der es zum Beispiel um die Erheiratung eines solchen Vermögens geht.“ (S. 131).

Die große konzeptionelle Stärke der Arbeit besteht darin, daß sie kein motivgeschichtliches Anliegen verfolgen will, sogar ausdrücklich die Geldmetaphorik als Bildspenderin für innere Werte ausklammert (vgl. S. 15), sondern sich methodisch weitestgehend auf Jürgen Eder und die von ihm nachgewiesene „Verflechtung mit dem sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Kontext“<sup>2</sup> im bürgerlichen Trauerspiel stützt. Die Gegenüberstellung der Befunde aus den Dramenuntersuchungen mit Schriften zur Kameralistik und Polizeiwissenschaft sowie mit Erbauungsbüchern, Moralischen Wochenschriften und christlichen Sittenlehren nimmt fast die Hälfte von Fiederers Untersuchung ein.<sup>3</sup> Durch diese vergleichende Quellenarbeit wer-

<sup>1</sup> So jedenfalls laut Quellenverzeichnis, S. 349-365; in der Einleitung hingegen: „Insgesamt ergibt sich so ein Textkorpus von 150 Trauerspielen.“ (S. 17).

<sup>2</sup> Jürgen Eder: „Beati Possidentes“? Zur Rolle des ‚Geldes‘ bei der Konstitution bürgerlicher Tugend. In: Helmut Koopmann (Hg.): Bürgerlichkeit im Umbruch: Studien zum deutschsprachigen Drama 1750-1800. Mit einer Bibliographie der Dramen der Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek zwischen 1750 und 1800. Tübingen 1993 (Studia Augustana Bd. 3), S. 1-50, hier S. 1.

<sup>3</sup> Vgl. weiterführend zu dieser Kontextualisierung Eric Achermann: Worte und Werte. Geld und Sprache bei Gottfried Wilhelm Leibniz, Johann Georg Hamann und Adam Müller. Tübingen 1997 (Frühe Neuzeit Bd. 32); siehe außerdem Richard T. Gray: Buying into Signs. Money and Semiosis in Eighteenth-Century German Language Theory. In: The German Quarterly 69 (1996), S. 1-14.

den vielfältige Aspekte des Gelddiskurses im bürgerlichen Trauerspiel herausgestellt.

In der Dramenanalyse leistet die Arbeit dann allerdings doch vor allem eine motivgeschichtliche Inventarisierung. Die Funktion gerade der Gattung ‚bürgerliches Trauerspiel‘ als eines ganz spezifischen Experimentierfeldes für die Ästhetisierung zeitgenössischer ökonomischer Werthaltungen und sozialer Prozesse tritt dabei in den Hintergrund, obwohl entsprechende Hinweise längst in der Forschungsliteratur zu finden sind.<sup>4</sup> Wünschenswert wäre insbesondere eine gattungstheoretisch fundierte Abgrenzung gegenüber den Formen und Funktionen ökonomischer Diskursen in der Komödie gewesen. Denn gerade zwischen Komödie und Geldwesen, so Daniel Fulda in einer im Erscheinen befindlichen Studie, bestehe eine charakteristische Strukturhomologie: Da die Komödie auf dem Wechselspiel von Norm und Verstößen gründe, zugleich aber einen guten Ausgang garantiere, könnten ihre Handlungsstrukturen als Modelle marktwirtschaftlichen Verhaltens und der entsprechenden Weltverlaufserwartungen gedeutet werden.<sup>5</sup>

Fiederer gelangt zu folgenden Ergebnissen: Der ökonomische Diskurs in den faktualen Genres stimme von der Themenauswahl und moralischen Bewertung weitgehend dem des bürgerlichen Trauerspiels überein, wenn es um „Verschwendungs- und Spielsucht, Habgier, Geiz und Wohltätigkeit sowie die Problematik einer Geldheirat“ (S. 333) gehe. Allerdings ließen sich in den theoretischen Texten „Verschiebungen und Erweiterungen in der Beurteilung von Geld und Besitz“ (S. 242) feststellen. So gehe es in ökonomischen Schriften verstärkt um die „neuen ökonomischen Tugenden Arbeitsamkeit, Fleiß, Ordnung, Redlichkeit und Sparsamkeit“. Schriften theologischer Provenienz hingegen richteten ein stärkeres Augenmerk auf die Armen- und Bettlerproblematik sowie auf karitative Aspekte (vgl. ebd.).

Während die kameralistischen Schriften naturgemäß vorwiegend im Interesse des Gemeinwohls argumentierten, befassten sich christlich-moralische Texte sowie die Dramentexte vorwiegend mit individuellen Verhaltensweisen im Umgang mit Geld und Besitz (vgl. S. 333). Was den Gelderwerb angeht, arbeitet Fiederer einen bemerkenswerten Unterschied zwischen Trauerspiel und ökonomischer Theorie heraus: Letztere sehe Arbeit als den gängigen Weg zum Erwerb von Vermögen an, während im Drama – nicht zuletzt unter den Gesichtspunkten von Bühnenwirksamkeit und Spannungsaufbau – dafür auch Heirat, Erbschaft und Bestechung eine entscheidende Rolle spielten (vgl. S. 336 f.).

<sup>4</sup> Vgl. Walter Pape: Das Symbol des Sozialen. Zur Funktion des Geldes in der Komödie des 18. und 19. Jahrhunderts. In: IASL 13 (1988), S. 45-69.

<sup>5</sup> Vgl. Daniel Fulda: Schau-Spiele des Geldes. Die Komödie und die Entstehung der Marktgesellschaft. Voraussichtlich Tübingen Frühjahr 2005 (Frühe Neuzeit).

Abschließend stellt Fiederer die historisierende Frage nach dem ökonomischen Diskurs im bürgerlichen Trauerspiel als Schwellenphänomen zwischen „dem Ende der Frühen Neuzeit, dem Ende von Merkantilismus und Kameralismus und dem Beginn einer kapitalistischen Wirtschaftsform“ (S. 336). Sie deutet zusammenfassend die tendenziell rückwärtsgewandte Ausrichtung der Dramentexte mit Jürgen Eder als Strategie, „das als wertvoll empfundene Alte“<sup>6</sup> zu schützen vor einem Wandel der Wirtschaftsformen, der sich in dieser Umbruchssituation andeutet“ (S. 339).

Gerade dramatische Texte bieten besondere Möglichkeiten zur Veranschaulichung theoretischer Errungenschaften, da sie wissenschaftliche Diskursinhalte durch in Konfliktsituationen handelnde Personen vergegenwärtigen, auslegen und variieren lassen, oder mit Doris Bachmann-Medick:

*Drama und Theater sind gesellschaftliche Ausdrucksformen, in denen kulturspezifische Vorstellungen und Handlungsweisen dargestellt und interpretiert, aber auch übertrieben und verändert werden. Durch ihre Teilhabe an der theaterübergreifenden, sozialen Inszenierungskultur weisen sie über Text- und Bühnengrenzen hinaus.*<sup>7</sup>

Nicht zuletzt aus diesem Grund bietet Fiederers gründliche Studie interessante Anknüpfungspunkte für die weiterführende Frage nach dem Stellenwert des bürgerlichen Trauerspiels bei der Popularisierung zeitgenössischer ökonomischer Werthaltungen im Rahmen der Emanzipation des Bürgertums.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> Eder, 'Beati Possidentes', S. 47.

<sup>7</sup> Doris Bachmann-Medick: Kulturelle Spielräume. Drama und Theater im Licht ethnologischer Ritualforschung, S. 98. In: dies. (Hg.): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Frankfurt a. M. 1996, S. 98-121.

<sup>8</sup> Vgl. zur Orientierung in diesem relativ jungen Forschungsfeld Holger Böning/Reinhart Siegert: Volksaufklärung. Bibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850. Bd. 1: Die Genese der Volksaufklärung und ihre Entwicklung bis 1780. Stuttgart 1990; sowie Anne Conrad/Arno Herzig/Franklin Kopitzsch (Hg.): Das Volk im Visier der Aufklärung. Studien zur Popularisierung der Aufklärung im späten 18. Jahrhundert. Hamburg 1998 (Veröffentlichungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte Bd. 1).

## **Animalcula litteraria. Mikroorganismen in der Literatur der Aufklärung**

*Udo Roth*

„Überhaupt von nun an, besonders seit die Naturwissenschaften so große Fortschritte machen, hören die Wunder auf.“<sup>1</sup> Mit dieser Feststellung zeigt Heinrich Heine die Dimensionen auf, die der Prozess der Transformation von der ‚Naturgeschichte‘ zur ‚Naturwissenschaft‘ zeitigte: Das seit dem 17. Jahrhundert in den Einzelwissenschaften produzierte neue Wissen über die Natur und den Menschen kollidierte mit dem tradierten Wissen. Insbesondere um 1800 führte die Kollision einer statischen, finalistisch determinierten Naturauffassung mit dynamisch genetischen und kausalistischen Momenten eine grundlegende Methodenreflexion in den Naturwissenschaften<sup>2</sup> herbei. Verschiedene philosophische Traditionen waren hierbei maßgeblich, der Sensualismus in der Tradition Lockes und Condillacs ebenso wie der Idealismus Kants, Fichtes und Schellings, aber auch spinozistisches, aristotelisches und platonistisches Ideengut, deren jeweiliger Charakter die unterschiedlichsten Lösungsansätze einer neuen Begriffsbestimmung und Systematik des Organischen eröffnete. Der in Frankreich und England in der Tradition der Aufklärung stehenden empirischen, analytisch beschreibenden Naturwissenschaft stand in Deutschland die unter dem Einfluss vor allem Schellings sich etablierende sogenannte romantische Naturphilosophie gegenüber, die sich einerseits durch Ausdifferenzierung,<sup>3</sup> andererseits durch Trivialisierung und Synkretismus<sup>4</sup> bald mehr und mehr in verschiedene Richtungen aufspaltete.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Heinrich Heine: *Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*. In: ders.: *Sämtliche Schriften in 12 Bänden*. Hrsg. v. Klaus Briegleb. München 1976ff., Bd. 3, S. 540.

<sup>2</sup> Hier wie im folgenden werden unter dem Terminus ‚Naturwissenschaften‘ die sogenannten Biowissenschaften verstanden, da gerade an den Erforschungen der Funktionsweisen des Organischen sich die unterschiedlichsten Momente in der Entwicklung der Wissenschaften nachweisen lassen, so die allmähliche Lösung von einem reinen Praxisbezug, neue Formen von Spezialisierung und die Diskussionen um das sich durchsetzende Primat physikalistisch-mathematischer Erklärungsschemata für den Begriff des Lebens.

<sup>3</sup> Vgl. Wolfgang Bonsiepen: *Die Begründung einer Naturphilosophie bei Kant, Schelling, Fries und Hegel. Mathematische versus spekulative Naturphilosophie*. Frankfurt a.M. 1997.

<sup>4</sup> Vgl. Sibille Mischer: *Der verschlungene Weg der Seele. Natur, Organismus und Entwicklung bei Schelling, Steffens und Oken*. Würzburg 1997.

Nicht nur wissenschaftsintern wurde der sich realisierende Prozess des Aufstiegs der Naturforschung in offenen Kontroversen zwischen den Wissenschaftsfraktionen ausgetragen, er wurde von philosophischer, literarischer und publizistischer Seite wahrgenommen und auf seine gesellschaftliche Bedeutung hin reflektiert. Das mehr und mehr als inkompatibel mit althergebrachten humanen und sozialen Selbstdeutungen empfundene neue Wissen in seinen beachtlichen Rückwirkungen auf das kulturelle und politische Leben sowie auf die Struktur der Gesellschaft lässt sich hierbei

a.) im einzelnen in Hinsicht auf die Gegenstände der Naturwissenschaften, die literarisch behandelt werden, und

b.) im ganzen in Hinsicht auf die Veränderung des kulturellen Feldes, in dem Naturwissenschaften und Dichtung angesiedelt sind,

analysieren. Der Prozess des Eindringens der Naturwissenschaften in den gesellschaftlichen Diskurs, durch welchen „das Verhältnis von Naturwissenschaften und Gesellschaft [...] jene Züge an[nahm], die [...] für die moderne Welt typisch werden sollte“,<sup>6</sup> gestaltete sich im Stadium der Ausdifferenzierung noch übersichtlich, wie am Beispiel von Georg Friedrich Meiers Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften gezeigt sei:

*Die physischen und mathematischen Wissenschaften. Man kan nicht genug sagen, wie prächtig, majestätisch und bewundernswürdig das Weltgebäude in unsern Augen wird, wenn man diese Wissenschaften versteht. Wie viel erhabene Beschreibungen, welche prächtige Bilder, was edler Stof zum schönen Denken kann nicht aus diesen Wissenschaften[,] hergenommen werden! Es ist eine Schande, daß wir noch keine neuen Homers haben, da doch die Naturlehrer und Mathematiker, so vielen und erstaunenswürdigen Vorrath, zu neuen erstaunlichen, kurz zu homerischen Gedanken, in den physischen und mathematischen Wissenschaften entdeckt haben.<sup>7</sup>*

„Wissen“ konnte auf dieser Grundlage noch ganz selbstverständlich auch von der Poesie vermittelt werden, doch dürften die in der physikotheologischen Tradition entwickelten Darstellungsformen nicht allzu lange die gesuchte Allianz von Wissen und Wahrnehmung gestiftet haben; der Rekurs auf das Erhabene konnte

<sup>5</sup> Vgl. Brigitte Lohff: Die Suche nach der Wissenschaftlichkeit der Physiologie in der Zeit der Romantik. Stuttgart u. New York 1990, v.a. S. 169–202.

<sup>6</sup> Stefano Poggi: Positivistische Philosophie und naturwissenschaftliches Denken. In: ders./ Wolfgang Röd (Hg.): Die Philosophie der Neuzeit 4. Positivismus, Sozialismus und Spiritualismus im 19. Jahrhundert. München 1989, S. 11–151, hier S. 18; die hier von Poggi auf das erste Drittel des 19. Jahrhunderts applizierte Feststellung lässt sich bereits im späten 18. Jahrhundert verorten.

<sup>7</sup> Georg Friedrich Meier: Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften. 2 Bde. Berlin 1748, Bd. 1, S. 550.

nicht auf Dauer die literarische Formensprache bestimmen. Natürlich finden sich bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts die bekannte Fortschrittsklagen über das unermesslich gewordene Wissen, die unüberschaubare Menge der Bücher und die Unmöglichkeit einer Universalwissenschaft. Mit der Etablierung der modernen Einzelwissenschaften aber, mit der Zersplitterung des Wissens, die den Zeitgenossen ob ihrer Referenzlosigkeit wissenschaftlicher Aussagen, ihrer Distanz erzeugenden Unanschaulichkeit, ihrer Verweigerung der erwarteten Sinnstiftung setzten sich ganz anders geartete Normen für das Nachdenken über Wahrnehmungs- und Empfindungsmuster, Sprache und Symbolbildung, Bedeutungsstiftung und -transport durch. Der – gleichwohl spätere – implizite Disput etwa zwischen Ludwig Feuerbach, der die Methodik der empirischen Wissenschaften als vorbildlich und für sich verpflichtend ansah, weil „die Naturwissenschaft allein es ist, die ihn [den Menschen] in integrum restituiert, die den ganzen Menschen, alle seine Kräfte und Sinne in Anspruch nimmt“,<sup>8</sup> und Sören Kierkegaard, für den ausgemacht war, daß „alles Verderben zuletzt von den Naturwissenschaften kommen werde“,<sup>9</sup> mag exemplarisch die Fachgrenzen überschreitende Bedeutung der Kontroversen in der Naturforschung verdeutlichen.

Der Frage indessen, wie die Literatur dieser Epoche explizit auf den Wandel und die Ansprüche der Wissensproduktion in den Naturwissenschaften, auf die Herausbildung und die Institutionalisierung neuer Disziplinen reagiert, muß zunächst begegnet werden mit einer Gegenfrage: was ist in der jeweiligen Epoche ‚Wissen‘, was ‚Wissenschaft‘? Diese Frage am Wissenstand des Betrachters zu messen, wäre verfehlt, sind beide Begriffe doch immer als historische Variablen zu charakterisieren. Den Zeitgenossen galt also womöglich als ‚Wissen‘ bzw. ‚Wissenschaft‘, was vor dem Hintergrund heutigen Wissens als Okkultismus, als Metaphysik gewertet werden könnte – hier sei nur auf das ‚Fluidum‘ zwischen Magnetiseur und Magnetisierter/em in der geradezu inflationären Publizistik der Mesmerismusdebatte der Goethezeit verwiesen. Am Beispiel des Mesmerismus seien auch die sowohl von fachwissenschaftlicher als auch von philosophischer Seite nachdrücklich unternommenen Versuche illustriert, die Biowissenschaften und die Literatur als unvereinbare Felder zu erweisen. Während gleichzeitig der Psychiker Karl Wilhelm Ideler die Poesie als „Quelle der Psychologie“ und den „ächte[n] Dichter“ als Genie apostrophierte, das aufgrund seiner „produktiven

<sup>8</sup> Ludwig Feuerbach: Gesammelte Werke. Hrsg. von W. Schuffenhauer. Berlin 1976ff., Bd. 10, S. 171. Vgl. dazu auch Wolfgang Lefèvre: Wissenschaft und Philosophie bei Feuerbach. In: Sinnlichkeit und Rationalität. Der Umbruch in der Philosophie des 19. Jahrhunderts: Ludwig Feuerbach. Hrsg. v. Walther Jaeschke. Berlin 1992, S. 81–100.

<sup>9</sup> Zitiert nach: Wolf Lepenies: Der Wissenschaftler als Autor. Über die konservierende Funktionen der Literatur. In: Akzente 25 (1978), S. 129–147, hier S. 129.

Phantasie“ die „Erfahrung zu ersetzen und anticipieren“ vermöge,<sup>10</sup> kommt der Somatiker Friedrich Bird, der in seiner Schrift *Mesmerismus und Belletristik* in ihren schädlichen Einflüssen auf die Psychiatrie nachweisen will, dass jede Literatur in psychiatrischer Hinsicht mangelhaft, ja schädlich sei, zu dem Schluss, dass er „Shakespeare als einen der größten Dichter“ zwar verehere – „aber in ärztlicher Hinsicht ist er ohne alle Werth“.<sup>11</sup> Das Postulat einer strikten Trennung von Naturwissenschaft und Poesie wurde auch von philosophischer Seite vorgetragen, allerdings mit anderen Argumenten: Hegel lehnt in seinen Vorlesungen über die Ästhetik (gehalten erstmals 1817, publiziert 1835–1838) als Inhalt der Poesie „das Äußerliche als solches, die Naturdinge“ entschieden ab: „Die Poesie hat nicht Sonne, Berge, Wald, Landschaften oder die äußere Menschengestalt, Blut, Nerven, Muskeln usf., sondern das geistige Interesse zu ihrem eigentlichen Gegenstande.“<sup>12</sup>

Die hier gegebenen Beispiele rekurren auf spezifische Konstellationen des frühen 19. Jahrhunderts, gleichwohl lassen sich aus ihnen epochenübergreifende Konsequenzen ziehen: Die Wissensordnungen und denkgeschichtlichen Konstellationen, in denen ‚schöne Literatur‘ produziert und rezipiert wurde, stellen den rekonstruierenden Wissenschaftler vor Fragen, die in unterschiedlichen Epochen als unterschiedliche Probleme erscheinen, die sich jedoch in der gleichbleibenden Frage nach den Plausibilitätsgrundlagen der interpretatorischen Entscheidungen zu Text/Kontext-Verhältnissen treffen. Dass in literarischen Texten stets auch das kulturelle Wissen zu berücksichtigen ist, das einem Autor und seinen Adressaten zur Verfügung stand, müsste nicht eigens betont werden, wären alle Wissensformationen in gleicher Weise vertreten. Insbesondere das in den Fachdisziplinen produzierte, für einzelne Gruppen spezifische gelehrte Wissen ist, sieht man von den popularisierenden Formen ab, systematisch kaum im Hinblick auf seine Bedeutung für die literarische Sinnverständigung untersucht worden. Aus dieser besonderen Interdependenz von Poesie und Wissen ergibt sich die Forderung, Literatur- und Wissenschaftsgeschichte enger miteinander zu verknüpfen.<sup>13</sup>

<sup>10</sup> Karl August Ideler: *Grundriß der Seelenheilkunde*. Berlin 1835, S. 217 u. S. 219.

<sup>11</sup> Friedrich Bird: *Mesmerismus und Belletristik in ihren schädlichen Einflüssen auf die Psychiatrie*. Stuttgart 1839, S. 90f.

<sup>12</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Ästhetik*. In: *Werke in 20 Bänden*. Hrsg. von Eva Moldenhauer u. Karl-Markus Michel. Frankfurt a. M. 1986, Bd. 15, S. 239.

<sup>13</sup> Dieser Aufgabe widmet sich die 1997 gegründete Zeitschrift *Scientia Poetica*. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften.

## Wissenschaftshistorische Einführung

Dieser Forderung nachzukommen suchte ich im Rahmen eines einjährigen Postdoktorandenstipendiums am Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“ am Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg anhand der Welt des mikroskopisch Kleinen, der Lehre von den *animalcula*, wie sie seit 1674 genannt werden, den *animalcula infusoria* (lat. infusus ‚hineingegossen‘) – seit 1786 –, oder einfach den *Infusorien*, wie der deutsche Anatom Heinrich August Wrisberg (1739–1808) 1765 die im Wasser lebenden Mikroorganismen allgemein (auch Mehrzeller) nannte.<sup>14</sup> Nachdem bereits in den späten 1660er Jahren Athanasius Kircher auf Mikroorganismen hingewiesen hatte, in denen er die Erreger der Pest gefunden zu haben glaubte,<sup>15</sup> begann das eigentliche Studium dieser Infusorien mit der Verbesserung des um 1590 in den Niederlanden erfundenen Mikroskopes durch Anton von Leeuwenhoek (1634–1723) in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und seiner darauf folgenden Entdeckung und Beschreibung von „cleijne Schepsels“ oder latinisiert ‚animalcula‘ in Wasserproben und in dem Speichel des Menschen (1674) und später auch der Spermien (1677).<sup>16</sup> Frühe Forschungen zu diesen Lebewesen beschränkten sich – trotz Kirchers Theorie und obwohl bereits Mitte des 16. Jahrhunderts der italienische Arzt und Dichter Girolamo Fracastoro (1478–1553) ein aus lebenden kleinen Körpern bestehendes ‚contagium‘ für die Übertragung von Infektionskrankheiten verantwortlich gemacht hatte,<sup>17</sup> indes auf die reine Beobachtung und daraus resultierende bildliche Darstellung in Werken, die vornehmlich den Titel ‚Belustigung‘ oder ‚Ergötzung‘ führten<sup>18</sup> und welche in keiner Weise weitergehende anatomische oder klassifikatorische Aspekte berücksichtigten (so wurden auch Insektenlarven und krebsartige Schaltiere zu den Infusorien gerechnet). Erst der Zoologe Otto Friedrich Müller begann gegen Ende des 18. Jahrhunderts, genauere Forschungen zu anatomischen und systematischen Fragen zu betreiben, doch gab auch er, obwohl ihm Kenntnis-

<sup>14</sup> Vgl. John O. Corliss: Addendum: ‚First‘ in Protozoology. In: Transactions of the American Microscopical Society, Vol. 98 (1979), S. 49–58, hier S. 50 mit Anm. 14.

<sup>15</sup> Vgl. Athanasius Kircher: Scrutinium physico-medicum contagiosae luis quae dicitur pestis. Rom 1668; 1669 und 1671 weitere Ausgaben in Leipzig.

<sup>16</sup> Vgl. Anton von Leeuwenhoek: Arcana naturae ope microscopiorum detecta. 2 Bde. Delft 1695–1697; Antonii a Leeuwenhoek epistolae ad societatem regiam anglicam et alios viros seu continuatio mirandorum arcanorum naturae detectorum. Leiden 1719; vgl. auch Anton von Leeuwenhoek: Opera omnia. 4 Bde. Leiden 1715–1722 (Nachdruck Hildesheim 1971/72).

<sup>17</sup> Vgl. Girolamo Fracastoro: De contagionibus et contagiosis morbis et eorum curatione libri tres. Venedig 1546.

<sup>18</sup> Vgl. August Johann Roesel von Rosenhof: Insecten-Belustigung. 5 Bde. Nürnberg 1746–1760; Martin Frobenius Ledermüller: Microscopische Gemüths- und Augen-Ergötzen. Nürnberg 1763.

se über die Mundöffnungen, die Augen, die Verdauung und die Fortpflanzung zu verdanken sind, nur eine ungenaue und bruchstückhafte Begriffsbestimmung dieser mikroskopisch kleinen Lebewesen, wobei er, obschon nur zögerlich den Theorien der Zeit folgend, deren spontane Entstehung annahm.<sup>19</sup>

Gerade die Frage um das Wie der Fortpflanzung und der Entstehung der animalcula aber wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts akut: Aristoteles konnte für den damaligen Betrachter plausibel machen, dass Lungenfische aus Nilschlamm, dass Insekten aus Exkrementen und Schlamm entstehen, gut zweitausend Jahre später postulierte Jan Baptiste von Helmont (1577–1644) die Entstehung von Mäusen aus Weizenkörnern,<sup>20</sup> doch obwohl derartige Annahmen einer Urzeugung, also die Schaffung von Lebewesen aus totem bzw. abgestorbenen organischem Material (die Bezeichnung ist hier missverständlich), 1668 durch den Italiener Francesco Redi (1626–1697) experimentell widerlegt worden waren, fand die Doktrin einer generatio spontanea durch eben diese Kleinstlebewesen in der Aufklärung neue Nahrung. Namentlich der englische Theologe John Tuberville Needham (1713–1783) forcierte den Glauben an eine Urzeugung,<sup>21</sup> Rückendeckung erhielt er von dem Doyen der französischen Naturforschung, Georges Leclerc de Buffon (1707–1788). Trotz experimenteller Widerlegungen<sup>22</sup> blieb die Lehre einer generatio spontanea für mehr als fünfzig Jahre aktuell, und noch Gottfried Reinhold Treviranus (1776–1837)<sup>23</sup> und Lorenz Oken (1779–1851)<sup>24</sup> charakterisierten sie als Material aller organischer Körper.

### Rezeptionsformen und -ausmaß wissenschaftlicher Literatur

Obwohl Jonathan Swift die Mikroskopie als reine Zeitverschwendung auf der Suche nach dem ohnehin Unsichtbaren verspottete, blieb die Beschäftigung mit eben jenem Reiche des Unsichtbaren faszinierend – und dies nicht nur für die Naturforscher: Schon Leeuwenhoek berichtet von mehreren „Damen“, die

<sup>19</sup> Vgl. Otto Friedrich Müller: *Animalcula infusoria fluviatilia et marina*. Opus posthumum cura Oth. Fabricii. Hannover 1786.

<sup>20</sup> Vgl. Jan Baptiste van Helmont: *Ortus medicinae*. Amsterdam 1648, S. 113.

<sup>21</sup> Vgl. John Turberville Needham: *An Account of some new microscopical Discoveries*. London 1745.

<sup>22</sup> Vgl. u.a. Lazzaro Spallanzani: *Nouvelles recherches sur les découvertes microscopiques et la génération des corps organisés*. London u. Paris 1769, ebenso ders.: *Opusculi*. Pavia 1776.

<sup>23</sup> Gottfried Reinhold Treviranus: *Biologie oder Philosophie der lebenden Natur*. 6 Bde. Göttingen 1802–1822, hier Bd. 2, S. 403.

<sup>24</sup> Lorenz Oken: *Die Zeugung*. Bamberg u. Würzburg 1805, hier v. a. S. 18–22.

*unbedingt einmal die kleinen Aale im Essig sehen wollten: aber einige von ihnen waren von diesem Schauspiel so entsetzt, daß sie ausriefen, sie würden nie wieder Essig benutzen; wie würden sich diese Damen verhalten, wenn man ihnen erzählen würde, daß in dem Zahnschleim im Munde jedes Mannes mehr kleine Tierchen leben als Menschen in einem ganzen Königreich.<sup>25</sup>*

Und auch die Phantasie der Literaten beflügelte sie:

*See, thro' this air, this ocean, and this earth,  
All matter quick, and bursting into birth  
Above, how high, progressive life may go!  
Around, how wide! How deep extend below!<sup>26</sup>*

Diese Zeilen aus dem 1733/34 publizierten Lehrgedicht *Essay on Man* des englischen Aufklärers Alexander Pope offerieren jene spezifische Naturansicht des 18. Jahrhunderts unter der Prämisse der Existenz der Infusorien: Alles ist erfüllt von Leben. Ja, mehr noch, nicht nur ist in der Anschauung alles erfüllt von Leben, die Zeilen generieren zu einer in der hymnenhaften Würdigung der Mikrobiologie.

Seit etwa 1730 verschiebt sich das literarische Interesse von der barocken Vanitas, von Jenseitsgläubigkeit und Lebensverneinung weg zu einer Hinwendung zur Natur als individuellem Erfahrungsraum, den es wahrzunehmen gilt. Nicht mehr die Welterschließung auf der Basis einer durch die Kirche verwalteten Transzendenz und deren theologische Ausdeutung gilt als erstrebenswert, im Vordergrund steht nun die hiervon losgelöste Wirklichkeitserfahrung der in der Natur selbst liegenden Ordnung und Kraft – wobei aber keineswegs die Möglichkeit einer religiösen Sinndeutung ausgespart bleiben muss. Themen dieser ‚neuen‘ diesseitsbezogenen Lyrik geben die ‚neuen Wahrheiten‘, die sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts in allen Bereichen der Wissenschaften und insbesondere in der Naturforschung aufbauen. Der Horazischen Formel des „prodesse et delectare“ folgend etabliert sich eine lehrhafte Dichtung, die mehr oder weniger dogmatisch der poetischen Vermittlung von Wissen dient.

Sofort ins Auge springt in diesem Zusammenhang natürlich das ‚Lehrgedicht‘ im klassischen Sinne, obwohl es aufgrund seiner primär didaktischen Ziele,<sup>27</sup> wie die reinen Zweckformen der Kritik und der Rhetorik auch, aus dem Corpus der fiktionalen Sprachschöpfungen eigentlich herausfällt. Seit 1767 aber, so klagt

<sup>25</sup> Nach C. Dobell: *Antonie van Leeuwenhoek and his „little animals“*. New York 1932.

<sup>26</sup> Alexander Pope: *Essay on Man* I, vv. 233–236; dt. Übers. von Barthold Heinrich Brockes: *Versuch vom Menschen*. Hamburg 1740.

<sup>27</sup> Die damit aus dem Schema der traditionellen Gattungen herausfällt. Bemühungen, lehrhafte Dichtung als integralen Bestandteil der Literatur zu etablieren, veranlassen u.a. Ästhetiker wie Johann Georg Sulzer zu der Forderung der Schaffung einer vierten – inhaltlich bestimmten – Gattung, der ‚Didaktik‘.

Johann Jakob Dusch, findet das Lehrgedicht in Deutschland keine Leser mehr – Lessings ein Jahr zuvor publizierter *Laokoon* lässt grüßen,<sup>28</sup> Dusch schreibt nach 1780 Romane.

Duschs zwischen 1757 und 1760 publizierten, die *Seasons* des James Thomson imitierenden *Schilderungen aus dem Reiche der Natur*<sup>29</sup> indes legt dem Leser gerade die Mikroskopie zur Sammlung der „Hauptwahrheiten“, aus denen das „System“ der Natur „zu erbauen“ sei, ans Herz:

*Erstaunlich ist die Schöpfung im Grossen, und eben so erstaunlich im Kleinen. Alles ist der Betrachtung werth, und [im Kleinsten] liegen eben so große Wahrheiten für den Verstand verborgen, als in ganzen Weltkörpern. Die Erfindung der Gläser setzte die Neugierde in den Stand, auch das Kleinste in der Natur zu entdecken. (Der October, 190)*

Auch Wielands 1752 erschienenem „Lehrgedicht“ *Natur der Dinge*<sup>30</sup> hebt eben jenen Mikrokosmos hervor:

*Du, Leeuwenhök, zeigst uns mit scharf bewehrten Augen,  
Was Menschenblicke sonst nicht zu bestrahlen taugen;  
Zeigst dem erstaunten Blick den ganzen Stoff belebt,  
Und wie das Sandkorn selbst von regen Thierchen webt. (IV, 75–78)*

Doch sind diese „Thierchen“ nicht per definitionem Tiere, ja sie gehören nicht einmal dem Pflanzenreiche zugehörig, das [u]m einen Grad erhöht, beseelt“ steht (IV, 121).

Sind hier eher übergreifende Rekurse festzustellen, so weist ein Blick auf die wohl populärste Sammlung naturwissenschaftlicher Themen aufgreifender Dichtungen, auf Barthold Hinrich Brockes' voluminöse Sammlung *Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in Physicalischen und Moralischen Gedichten*, durchaus auf spezifisches Wissen und die Reflektion darüber hin:

*Er [Licidas] setzte sich darauf ins Gras,  
Die grosse Kleinheit zu betrachten,  
Nahm sein Vergröss'rungs-Glas,  
Jedweden Vorwurf funfzig mahl  
Vergrössert zeigt,*

<sup>28</sup> Lessing: *Laokoon: oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie*. Berlin 1766: „kein körperliches Ganzes nach seinen Theilen schildern, weil das Koexistierende des Körpers mit dem Konsekutiven der Rede dabei in Kollision kömmt“.

<sup>29</sup> Dusch: *Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sittenlehre* durch alle Monate des Jahres. Hamburg u. Leipzig 1757–1760.

<sup>30</sup> Wieland: *Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt*. Ein Lehrgedicht in sechs Büchern. In: ders.: *Sämmtliche Werke, Supplemente*, Bd. 1. Leipzig 1798, S. 3–274.

*Und fand, daß dieser Wurm so klein,  
 Daß er, auch durch des Glases Schein,  
 Die Grösse kaum vom Sand-Korn übersteiget.  
 Hierüber fiel ihm ferner ein,  
 Was er vor kurtzer Zeit gelesen,  
 Daß nemlich unsers Pfeffers Wesen  
 Nichts, als nur Würmchen, könnten seyn,  
 Die denn ja tausendmahl so klein,  
 Als dieses, welches, wenn man's misst,  
 Noch funfzig mahl so klein, als wie ein Sand-Korn, ist.  
 Bedencke nun ein Mensch derselben Kleinheit Grösse,  
 Fuhr er, erstaunet, fort: Ein solches Thierchen hat  
 Unstreitig Muskeln, Blut-Gefässe,  
 Unstreitig Adern, Nerven, Augen,  
 Die Augen ihre Feuchtigkeit.  
 Soll solch ein Thier sich fortzupflanzen taugen;  
 So überleg't einst die Beschaffenheit  
 Der Samen- und der Zeugungs-Glieder!  
 Hier stutzt' er abermahl, stund auf, gieng hin und wieder,  
 Hub endlich wieder an:  
 Wer ist, der dieß begreifen kann?  
 Wer, der des Schöpfers Macht und Wunder-Werck ermisst?*

Wie in Wielands Versen ist auch in Brockes' Poem *Das Grosse und das Kleine* hier Leeuwenhoek präsent: Dieser suchte nämlich das Prinzip zu erkennen, was den Pfefferkörnern ihre Schärfe verleihe – zwar fand er dieses Prinzip nicht, wohl aber etwas anderes: kleinste Lebewesen, jene „cleijne Schepsels“, die bei der Zersetzung der Körner auftraten. Brockes setzt also beim Leser eine Kenntnis der Sachverhalte voraus, die weit über ein Allgemeinwissen hinausgehen. Weit wichtiger aber erscheint mir ein anderer Aspekt: Die Organisation der Infusorien ist in höchstem Maße ausgebildet, auch die Fähigkeit der – geschlechtlichen – Fortpflanzung kommt ihnen zu.

Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1721, also dreißig Jahre vor Needhams Propagierung der *generatio spontanea*. 1753 wendet sich Friedrich Carl Casimir Freiherr von Creuz ebenfalls Aspekten der infusorialen Zeugung zu, aber in gänzlich widerstreitender Weise:

*Am Anfang war stets Chaos, immer Wüste;  
 Da bildet sich zuletzt ein wahres Thier,  
 Schwebt auf dem Meere, der Monster Schaugerüste,  
 Stirbt, formt sich um, und kömmt ganz neu herfür. [...]*

*In Polypen läßt von chaotischen Thieren  
Noch die Natur die dunklen Spuren sehn. (II, 209)*

Hier sind die Infusorien jenes Needham'sche ‚zoogloea‘, die Biomasse, aus der alles Leben entsteht.

Natürlich schlagen sich die naturwissenschaftlichen ‚Wahrheiten‘ nicht nur in der sogenannten schöngeistigen und Lehrdichtung nieder, auch ästhetische Schriften entdecken früh die Mikrobiologie für sich. Schon 1740 resümiert Johann Jacob Breitinger in der *Critischen Dichtkunst*, dass, da „die Poesie eine Nachahmung der Schöpfung ist“, das „Kleine eben so wohl als das Grosse seinen Platz darinnen“ habe<sup>31</sup> – wie das ‚bewaffnete‘ Auge kann auch „das poetische Auge in etwas kleinem solche Schönheit sehen“, die dem „körperlichen Gesicht“ verschlossen ist.<sup>32</sup> Aber auch noch Jahre später rekurrieren Literaturtheoretiker und Ästhetiker auf die Mikroskopie bzw. auf diese zurückgehende Erkenntnisse und Hypothesen. So etwa Jean Paul in der *Vorschule der Ästhetik*:

*Die Neuern [Dichter] bekommen aus dem Buchladen die Dichtkunst samt den wenigen darin enthaltenen und vergrößerten Objekten, und sie bedienen sich dieser zum Genusse jener; ebenso werden mit zusammengesetzten Mikroskopen sogleich einige Objekte, ein Floh, ein Mückenfuß und dergl., dazu verkauft, damit man die Vergrößerungen der Gläser dagegen prüfe. Der neue Dichter trägt sich daher auf seinen Spaziergängen die Natur für den Objektträger seiner objektiven Poesie zusammen.<sup>33</sup>*

Und deutlicher noch:

*Eine Gefahr werde den Wortspielern [...]. Das Wortspiel dreht das Auge zu leicht von dem Großen und Weiten zu sehr auf die Teilchen der Teilchen hin, zum Beispiel von jenen feurigen Engel-Rädern des Propheten auf die Rädertierchen der Silben.<sup>34</sup>*

Und selbst der ‚Alte‘ in Königsberg, Immanuel Kant, kann sich einen Seitenblick auf mikrobiologische Fragen nicht verkneifen: Nach der *Kritik der reinen Vernunft* scheinen die „Systeme“

<sup>31</sup> Breitinger: *Critische Dichtkunst*. 2 Bde. Faksimile der Ausgabe 1740. Stuttgart 1966, Bd. 1, S. 120.

<sup>32</sup> Vgl. ebd., S. 106.

<sup>33</sup> Jean Paul: *Vorschule der Ästhetik*. In: ders.: *Sämtliche Werke*. 9 Bde. in 2. Abt. Hrsg. v. Norbert Miller. Darmstadt 2000, Bd. 1/5, S. 74.

<sup>34</sup> Ebd., S. 195f.

wie *Gewürme*, durch eine *generatio aequivoca*, aus dem bloßen *Zusammenfluß von aufgesammelten Begriffen*, anfangs verstümmelt, mit der Zeit vollständig, gebildet worden zu sein.<sup>35</sup>

Von den vielfältigen metaphorischen Möglichkeiten, die die Mikrobiologie den Dichtern der Aufklärung bereitstellt – in Jean Pauls *Hesperus* etwa schwimmt das Herz des Protagonisten „behend wie das Sonnenbild im unendlichen Ozean, wie der schlagende Punkt des Rädertiers im flatternden Wasserkügelchen des Bergstroms schwimmt“<sup>36</sup> – sei hier abgesehen. Zu hoffen bleibt, dass die zugegebenermaßen kursorische Übersicht, wenn nicht der Parforceritt durch die vielfältigen Beziehungsgeflechte von Wissenschaft und Literatur im Zeitalter der Aufklärung deutlich wurden und welche Ergebnisse aus einer Auseinandersetzung mit eben jenen Phänomenen gezogen werden können.

### **Literatur als Medium der kritischen ‚Vergesellschaftung‘ der Naturforschung**

Auf die Frage, ob eine literarische Reflexion der naturwissenschaftlichen Sachverhalte und ihrer Entwicklung Rückwirkungen auf den Prozess der Wissenschaften selbst verzeichnen konnten, sei ein Negativbeispiel gegeben: In *La rêve d’Alembert*, entstanden 1769/70, des französischen Dichters und Enzyklopädisten Denis Diderot<sup>37</sup> diskutieren ein Fräulein von Lespinasse und ein Doktor über die Aufzeichnungen, die das Fräulein von dem „wirre[n] Gerde“ über das ‚zoogloea‘ Niedeckham’scher Provenienz des scheinbar im Fieberwahn vor sich hin philosophierenden Repräsentanten des enzyklopädistischen Kreises, Jean le Rond d’Alembert angefertigt hat. Im literarisierten Gespräch werden die verschiedenen Anschauungen gegeneinander in Position gebracht: Die Traumsentenzen d’Alemberts dienen gleichsam als Stichwortgeber, die vom Fräulein und dem Doktor aufgearbeitet werden. Das Gefasel d’Alemberts gipfelt in der für das Fräulein skurrilen Feststellung, dass sich an einen aus dem Nichts entstandenen „lebende[n] Punkt [...] ein anderer an[legt], dann noch einer, und durch diese aufeinanderfolgende Anlagerung entsteht ein Wesen, das eines ist“ – der von Voltaire verspottete „Wurmseher“ hat also recht; der Doktor aber pflichtet bei, diese „Annahme kommt der wirklichen Geschichte aller noch lebenden und aller zukünftigen Tierarten ziemlich nahe“, „löst“ der Mensch „sich doch wenigstens in

<sup>35</sup> Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, B 863.

<sup>36</sup> Jean Paul: *Hesperus*. In: Werke I/1, S. 617.

<sup>37</sup> Vgl. Denis Diderot: *La rêve d’Alembert* [1769/70], nach ders.: Über die Natur. Hrsg. und mit einem Essay v. Jochen Köhler. Frankfurt a. M. 1989, S. 84–135.

unzählige Tierchen auf, wobei es unmöglich ist, ihre Metamorphose und ihren künftigen endgültigen Körperbau vorherzusehen.<sup>38</sup>

Bei näherer Betrachtung offenbart sich jedoch in diesem Gespräch die Synthese der Naturphilosophie Diderots, eingebettet in das literarische Gestaltungsmittel ‚Traum‘, das es dem Autor erlaubt, formal von der Konstruktion eines Systems – auch eines metaphysischen Systems – abzuweichen und sich logischer Verfahrenszwänge zu entledigen. Denn was zunächst wie ein Rekurs auf Aspekte anmutet, die der englische Mediziner William Harvey (1578–1657) in seiner anhand von Vivisektionen gegründeten und 1628 publizierten Lehre vom Blutkreislauf erörtert hatte: die Vorstellung des hüpfenden Blutpunktes, die frühesten Kontraktionen des Herzens im befruchteten Ei nämlich, generiert nicht nur zur Akzeptanz der Urzeugung, sondern zu deren Propagierung. Weniger poetisch schrieb Diderot hierzu in den 1770er Jahren:

*Wenn Fleischstücke auf sehr starkem Feuer gebraten werden und wenn im Papinschen Topf, in dem Steine zu Staub zerfallen und die festesten Körper zu Brei werden, Pflanzen einer solchen Hitze ausgesetzt werden, so schließt dies nicht aus, daß diese Substanzen beim Übergang in Gärung und Fäulnis Tiere hervorbringen.<sup>39</sup>*

---

<sup>38</sup> Vgl. Diderot: *La rêve d’Alembert* [1769/70], nach Köhler, S. 85 u. S. 90f.

<sup>39</sup> Denis Diderot: *Eléments de physiologie* [1774–1780] III. Nach Köhler, S. 162.

**Traum und Politik.  
Deutung sozialer Wirklichkeiten im Europa des Barock****Internationale Tagung in Zusammenarbeit mit dem Institut für  
Europäische Kulturgeschichte in Augsburg am 13.-15. Oktober 2005***Tagungsleitung: Gregor Weber und Peer Schmidt*

Auf der Tagung soll es um die Relevanz von Träumen als Deutungsmuster sozialer Ordnung im Europa des Barock gehen. Der Traum als historisches Phänomen und im Sinne einer handlungsorientierenden sowie legitimierenden Deutungsleistung kultureller und politischer Phänomene berührte in der Frühneuzeit mehrere zentrale Bereiche des Geschichtsverständnisses. Die in vielfältigen Textsorten und ästhetischen Ausdrucksformen handgeschriebenen und gedruckten Chroniken und Traumberichten, Ego-Dokumenten, Theaterstücken, Gemälden sowie Graphiken festgehaltenen bzw. tradierten Träume, aber auch Visionen im Wachzustand deuteten die Zeitgenossen als offen gelegte, verargumentierte Geschichte und als Legitimation für Gegenwart und Zukunft.

Diese auf dem Traum und seinen wesensverwandten Ausdrucksformen basierenden Deutungsmuster und Zukunftsprognosen konnten dabei auf Akzeptanz an den Höfen, beim gelehrten Publikum, aber auch beim ‚gemeinen Mann‘ zählen. Insbesondere die literaten Kreise der frühneuzeitlichen Gesellschaft ließen sich von der Rezeption antiker sowie christlicher Traumbilder (z.B. Artemidor, Jakob und die Himmelsleiter) leiten. Ihre Diffundierung in weitere Kreise der Bevölkerung, wie z.B. bei der durch die Danielsprophetie begründeten Legitimation des Alten Reiches und den Heilserwartungen der Puritaner in der Englischen Revolution, ist freilich ebenso belegt. Zu beobachten ist außerdem eine ungebrochene Beliebtheit und vor allem weitgehende Rezeption von Traumdeutungsbüchern, aber auch eine Verselbständigung der ohne Antiken- oder direkten Bibelbezug auskommenden Traumkultur, in der Träume nicht wie seit dem 18. Jahrhundert verstärkt als nur individuelle Erfahrung zu beobachten waren, sondern als für die Gemeinschaft verbindliche Prognostica wahrgenommen wurden.

Politisch erlebte das Europa des 16. und 17. Jahrhunderts die weitere Ausformung des frühneuzeitlichen Staates und – in der internationalen Dimension – den Versuch, ‚imperiale‘ Ansprüche im Rahmen der europäischen Staatenwelt zu reklamieren, bis die Ausbildung des Gleichgewichtssystems solchen Machtphantasien ein Ende setzte. Aber auch im Kampf der Religionskulturen ist die Instrumentalisierung von Träumen zu erkennen. Ebenso in der Alltagskultur mit ihrer

mündlichen Kommunikation, z.B. bei der Verbreitung von Gerüchten, kam den Phänomenen eine große Bedeutung zu.

Ohne eine entsprechende mentale Disposition ist die Rezeption antiker und christlicher Träume und ihrer Deutungen nicht zu verstehen. Eine aus der Antike in Mittelalter und Frühneuzeit hinüberreichende psychosoziale Prädisposition, die den Traumdeutungen realhistorischen Wahrheits-Charakter zubilligte, bildete den Hintergrund für die kollektive Akzeptanz dieser sinnstiftenden Ausdrucksformen und Interpretationen der Realität. Bei der Frage nach der zeitlichen Verortung der allmählichen Ablösung dieser kollektivpsychologischen Verfasstheit kommt insbesondere dem 17. Jahrhundert als letztem Höhepunkt und Beginn des allmählichen Abklingens gegen Ende dieses Jahrhunderts besondere Bedeutung zu (*'The Decline of Magic'*). Die schleichend einsetzende Entzauberung der Welt, der Niedergang des Prodigien- und Magiegläubens, die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und erste Säkularisierungstendenzen – sie alle werden gegen Ende des 17. Jahrhunderts allmählich spürbar – mögen als Stichworte für die mentalitätsgeschichtlichen Veränderungen dienen.

In einem bewusst europaweit angelegten Vergleich will dieses Forschungsvorhaben eine erste Bilanz dieser politik-, sozial- und mentalitätsgeschichtlich aufschlussreichen Problematik unternehmen. Will man die mentalitätsgeschichtliche Disposition der hier untersuchten Epoche in den Blick nehmen, so kann dies nicht mit Beschränkung auf die Geschichtswissenschaft erfolgen. Vielmehr bedarf es eines interdisziplinären Ansatzes, der namentlich die literarischen und künstlerischen Verarbeitungen in den Blick nimmt. Hierbei sollen ausdrücklich auch die ästhetischen Äußerungen behandelt werden, in denen den Zeitgenossen ihre Traumerfahrungen und -reflexionen zum Ausdruck brachten. Ein literaturwissenschaftlicher Block soll gleichsam die Befindlichkeit, die mentale Disposition des Menschen im Barock darlegen. Der kunstgeschichtliche Vortrag soll dazu beitragen, den ästhetisch-mentalitätsgeschichtlichen Horizont zu erweitern

***Kontaktadressen:***

*Prof. Dr. Peer Schmidt  
Lehrstuhl für Lateinamerikanische  
und Südwesteuropäische Geschichte  
Universität Erfurt  
Postfach 900221  
99105 Erfurt*

*Peer.Schmidt@uni-erfurt.de  
augsburg.de*

*Prof. Dr. Gregor Weber  
Lehrstuhl für Alte Geschichte  
Universität Augsburg  
Universitätsstraße 10  
86150 Augsburg*

*Gregor.Weber@phil.uni-  
augsburg.de*

**Friedenschlüsse.  
Medien im Umfeld der Konfliktbewältigung im Mittelalter und  
der Frühen Neuzeit mit einem Ausblick auf die Gegenwart**

**Tagung des Graduiertenkollegs am 24.-26.11.2005**

*Tagungsleitung: Bent Jörgensen, Raphael Matthias Krug, Christine Lüdke*

Das Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“ veranstaltet aus aktuellem Anlass in der Zeit vom 24.11. bis 26.11.2005 eine Tagung zum Thema „Friedensschlüsse“. 2005 jährt sich der Augsburger Religionsfrieden zum 450. Mal, der dem Reich in einer Zeit, in der die europäischen Nachbarn im Chaos der Religionskriege versanken, für mehr als ein halbes Jahrhundert relative Ruhe und Stabilität bescherte. Dies ist Grund genug, um einmal allgemein über die medialen Bedingungen von Friedensschlüssen nachzudenken, über irenische Tendenzen im Vorfeld, begleitende Diskussionen auf politischer Ebene und in der Publizistik sowie Reaktionen und Folgen.

Um die vergleichende Perspektive zu stärken, soll der zeitliche wie der thematische Rahmen möglichst weit gefasst werden und über das 16. Jahrhundert hinaus in Mittelalter und Gegenwart ausgreifen sowie neben religiösen Fragen auch Lösungsstrategien ständischer oder zwischenstaatlicher Konflikte mit in den Blick nehmen. Dazu ist es natürlich notwendig, den Begriff „Friedensschluss“ in seinem weitesten Sinne zu interpretieren. Gemeint ist hier nicht nur ein schriftlich fixierter und im Rahmen eines Kongresses beschlossener Friedensvertrag, da auf diese Weise lediglich internationale Abkommen seit dem 17. Jahrhundert berücksichtigt werden könnten.

Vielmehr sollen in diesem Falle auch alle Handlungen, die beispielsweise zur Beilegung einer mittelalterlichen Fehde führten, als Friedensschlüsse gelten. Über die Dokumente zur Beendigung der kriegerischen Auseinandersetzungen hinaus sind besonders andere friedensvorbereitende und stützende Medien im Umfeld aller offiziellen Verhandlungen von Interesse, Bilddarstellungen und Texte in Flugschriften, irenische Abhandlungen und andere Dokumente, die eine friedliche Konfliktbewältigung fördern sollten. Die vorausgegangenen Kriegshandlungen und ihre politischen Ursachen stehen ausdrücklich nicht im Mittelpunkt. Als grundlegender Anhaltspunkt für alle Diskussionsbeiträge dient dabei folgender Fragenkatalog: Welche Rolle spielen Text- und Bild-Medien bei der Konfliktbewältigung? Wo und wann tauchen sie in welcher Form auf? Inwiefern leisten sie einen Beitrag im Umfeld von Friedensschlüssen? Wo stoßen die Medien dabei an

Grenzen? Welche Entwicklungen lassen sich dabei in diachroner Perspektive feststellen?

Die Tagung wendet sich vor allem an Nachwuchswissenschaftler, da wir als Graduiertenkolleg zugleich ein Forum schaffen wollen, das neben der Behandlung des Tagungsthemas auch dem Austausch von Erfahrungen bei der Erstellung erster wissenschaftlicher Arbeiten dient. Aus diesem Grund wird die Tagung in gewissen Bereichen Workshopcharakter haben, der sich u.a. darin zeigt, dass neben den Vorträgen auch kleinere Arbeitsgruppen zur Förderung einer intensiveren und persönlicheren Diskussion geplant sind.

**Kontaktadressen:**

*Bent Jörgensen*  
*bent.joergensen@epost.de*

*Raphael Matthias Krug*  
*r.krug@bllv-wha.de*

*Christine Lüdke*  
*Luedke.Christine@t-online.de*

Wissenschaftliche Koordination des Graduiertenkollegs  
Petra Schweizer-Martinschek M.A.  
Tel.: 0821 / 598-5851  
[Petra.Schweizer@iek.uni-augsburg.de](mailto:Petra.Schweizer@iek.uni-augsburg.de)

## Buchrezension

**Oliver Hochadel: Öffentliche Wissenschaft. Elektrizität in der deutschen Aufklärung. Göttingen: Wallstein 2003. ISBN 3892446296. 368 S., 15 Abb., brosch. € 35,--.**

„Chemie ist's, wenn es kracht und stinkt, Physik ist das, was nie gelingt.“ Angesichts der zunehmenden – und für den Laien kaum noch zu durchschauenden – Formalisierung und Mathematisierung der Naturwissenschaften weckt dieser wohlbekannte Reim wehmütige Erinnerungen an die eigene Schul- bzw. Studenzeit, als täglich Explosionen den Chemiesaal erzittern ließen, als wieder einmal der mühsam zusammengebaute Schaltkreis an einigen Ecken zwar qualmte, die Glühlampe aber keinerlei Anstalten machte, die ihr eigentlich zugeordnete Aufgabe, nämlich das ‚Glühen‘, zu verrichten. Der Lehrende wusste eben mit spektakulären Versuchen bzw. mit dem ebenso spektakulären Scheitern solcher Versuche die Lernenden bei Laune zu halten – und sich selbst wie die Disziplin in Erinnerung: Dass Knallgas sehr schön knallt, weiß jeder, kaum einer vermag aber die Reaktionsformel sauber zu erinnern, die Hämme über die nichtglühende Lampe bleibt im Gedächtnis, wie viele Ohm der entscheidende Widerstand aber zuviel hatte, nicht.

Dieser auch aus didaktischer Perspektive interessante Aspekt ist so neu natürlich nicht: Schon 1782 resigniert der Göttinger Ordinarius für Experimentalphysik Georg Christoph Lichtenberg ob des Desinteresses seiner akademischen Hörschaft an theoretisch aufbereiteten Wissen, „schwätzen“ seine „104 aufgeschrieb[en]“ Hörer doch solange, „bis es blitzt und donnert.“<sup>1</sup> Und so generiert Lichtenberg in seinen Kollegien zum showman, setzt ‚Spielereien‘ ein, um zumindest das Schnarchen derer in Grenzen zu halten, die, wenn er „nur 10 Minuten rechne oder geometrisire“, „sanft ein[schlafen].“<sup>2</sup> Der Akademiker sieht sich mithin gezwungen, des Publikumsinteresses wegen auf Methoden zu rekurren, die schon immer der außerakademischen Darbietung und Vermittlung von ‚Wissen‘ maßgeblich inhärenten, jene der fahrenden Schausteller, Quacksalber und Scharlatane nämlich, die aus ihren Spielereien satte Profite schlugen. Verkommt der Professor, der um des profitablen Spektakels willen auf mathematische Formeln verzichtet, der die Münzen im Beutel klingeln hört, wenn nur die Studenten zu-

<sup>1</sup> Lichtenberg 1782 in einem Brief an Johann Christian Dietrich; Lichtenberg: Briefwechsel. Im Auftrag der Akademie hrsg. v. Ulrich Joost u. Albrecht Schöne. 4 Bde. München 1983–1992, Bd. II, S. 351 (vgl. 267).

<sup>2</sup> Nochmals Lichtenberg an Dietrich; Lichtenberg: Briefwechsel II, S. 431 (vgl. 267).

hauf in seine Kollegien strömen, um sich an „Spielereyen“ zu ergötzen, also zum Gaukler?

Mitnichten! Eben jener enge Verknüpfung von Jahrmarktatmosphäre und akademischer Gelehrsamkeit bedurfte es, so die finale Feststellung von Hochadels Studie, zur Etablierung der ‚Naturlehre‘ in ihren verschiedenen Spielarten im Allgemeinen und der Physik im Besonderen als seriöser Disziplin. Auf dem Weg dorthin wendet sich Hochadel rigoros vom normativen Aufklärungsbegriff ab, wenn er nicht die beinahe inflationär und von allen erdenklichen Seiten beleuchteten Lehr- und Forschungsinstitutionen wie Universitäten, wissenschaftliche Akademien und gelehrte Gesellschaften in das Zentrum seiner Untersuchung stellt, sondern sich den nichtinstitutionalisierten Bereiche der Wissensvermittlung zuwendet. Und gerade hier gibt es viel zu entdecken! Denn insbesondere die Elektrizitätsforschung ist es, die – so Hochadel – mit den elektrischen Experimenten des ehemaligen Textilfärbers Stephen Gray in den 1730er Jahren, den technischen Verbesserungen der ‚Elektrisiemaschine‘ im Jahre 1743 und insbesondere der Erfindung der ‚Leidener Flasche‘ 1746 aus den quasiesoterischen Zirkeln der Gelehrten, den höfischen Naturalienkabinetten und dem Mäzenatentum heraustritt und qua Demonstration vor nichthöfischem und ungebildeten Publikum zur öffentlichsten der Wissenschaft wird. Die Elektrisiemaschine wie die ‚Leidener Flasche‘ sind hierbei „nicht nur Instrument, Ware und repräsentativer Gegenstand“ (82), sie sind „Symbol für eine neue Zeit“ (ebd.), die die Öffnung der Wissenschaft einläutet. Sinnlich wird diese Kraft erfahren, in öffentlichen und semi-öffentlichen Demonstrationen, deren Spektrum von der reinen Effekthascherei – eine elektrisierte Person etwa zieht Papierschnitzel an – bis zur therapeutischen Maßnahme – etwa das elektrische [sic!] Bett – reicht: „Man elektrisierte, was sich elektrisieren liess“ (61).

Bleibe Hochadel bei diesem Ergebnis stehen, so wäre die Studie immer noch lesenswert, erkenntnisreich und – hoch unterhaltsam. Was das Buch aber auszeichnet, ist die an stringente und durch zahlreiche Quellenbelege fundiert abgesicherte Verifizierung der eingangs dargelegten These. Anhand dreier Fallstudien zeichnet der Autor minutiös den Gang dieses Kapitels der Wissenschaftsgeschichte nach. Zunächst begeben wir uns nach Augsburg – ein nicht ohne Hintergedanken gewähltes Beispiel. Die Freie Reichsstadt zählt – setzt man die landläufigen Charakteristika an – gewiss nicht zu den Zentren der Aufklärung, die üblichen aufklärerischen Institutionen wie Akademie, Universität oder gelehrte Gesellschaft sucht man vergebens. Und dennoch finden sich gerade hier in extenso jene Tendenzen, die die Aufklärung auszeichnen. Die – letztendlich gescheiterten – Versuche Johann Christoph Thenns, am Gymnasium St. Anna eine naturwissenschaftliche Ausbildung zu etablieren zeichnen ebenso klar deren Bild wie die vielfältigen öffentlich ausgetragenen Diskussionen um den ersten Blitzableiter, den Jakob Langenbacher dem Kaufmann Johann Eitel Wachter aufs Dach setzte.

Doch auch weniger spektakuläre Begebenheiten zeitigen Erfolg. So trägt der Instrumentenbauer Georg Friedrich Brander durch innovative Erfindungen auf dem Sektor der Elektrizitätsforschung nicht nur zur Verbreitung aufklärerischen Gedankengutes in Augsburg selbst bei, sondern kann dieses eben aufgrund der Herstellung von speziellen Apparaturen – und dem in ihnen gleichsam gespeicherten Wissen – aus den Stadtgrenzen hinaustragen. Und in den zwischen 1745 und 1793 erschienenen *Augsburgischen Intelligenzzetteln* wird der Betrachter all dieses Wissens habhaft, ja sie weisen – was angesichts des Untersuchungsgegenstands bedeutender ist – die Kommunikationswege auf, die zur Verbreitung des Wissens bereitgehalten werden: Annoncen preisen Elektrisierapparate an, wandernde Elektrisierer bieten ihre Künste vor Publikum an.

Überhaupt, die Wanderphysici. Wenig ist bekannt über diese fahrenden Schausteller der Wissenschaft, doch Hochadel gelingt es in einem zweiten Beweisschritt nicht zuletzt durch intensive Recherchen – in weit über 120 staatlichen und kommunalen Archiven in Deutschland, Österreich und der Schweiz fahndete er nach Quellenmaterial –, zumindest einige von ihnen vor dem geistigen Auge auferstehen zu lassen, den Italiener Giacomo Bianchi alias Jakob von Bianchy vor allem, aber auch Martin Berschitz, der in einem dritten Beweisschritt als Folie in der Grenzziehung zwischen außerakademischer und akademischer ‚Wissenschaft‘ dient. Berschitz’ Aufeinandertreffen mit Lichtenberg manifestiert anschaulich gerade jene Verquickung der beiden ach so weit auseinanderklaffenden Felder, sie zeigt, wie fließend die Grenzen zwischen Forschung, Demonstration, Unterhaltung und Kommerz wirklich waren. Dem zunächst freundlich aufgenommenen (und unterstützten!<sup>3</sup>) „ambulirenden Dozenten der Physik“<sup>4</sup> schlägt bald jedoch die Missgunst des bestellten Wissenschaftlers entgegen – ein „abscheulicher Windbeutel“ sei Berschitz, der, so Lichtenberg, wie die anderen fahrenden Elektrisierer „Kindereyen“ und „Spielereyen“ veranstalte und über das Spektakel nicht hinauskomme (vgl. 255ff.).

Die tatsächlichen Gründe aber, die Lichtenberg wie auch andere zeitgenössische Akademiker dazu veranlassten, auf Distanz mit den außerakademischen Praktikern zu gehen, bleiben vielfach im Dunkeln. Lichtenberg selbst spricht den ‚ambulanten‘ Physici den Willen zur Theorienbildung, den „philosophischen Geist“ ab – und verfällt selbst, wie Hochadel darlegt, eher der Propagierung einer solchen Theorienbildung denn der Formulierung einer Theorie (vgl. 271f.). Seine Demonstrationen während der akademischen Kollegien stehen denen Berschitz’ in Nichts nach, und auch er muß mit Spektakeln um seine Zuhörerschaft buhlen (vgl.

<sup>3</sup> Lichtenberg preist in seinen Vorlesungen die Veranstaltungen Berschitz’ an, schenkt ihm für seine Demonstrationen sogar Apparaturen wie eine „schöne Elecktrisir Röhre“ (vgl. 252).

<sup>4</sup> So Lichtenberg in den Vermischten Gedanken über die aerostatischen Maschinen; Lichtenberg: Schriften und Briefe I, S. 75 (258).

oben).<sup>5</sup> Darüber hinaus waren es gerade die „Fußtruppen der Aufklärung“,<sup>6</sup> die Instrumentenbauer, fahrende Demonstratoren und Amateurwissenschaftler, die einen nicht geringen Beitrag zu eben jener experimentellen Praxis beisteuerten: Sie verfügten über das Wissen, wie ein elektrischer Apparat – und damit die ‚show‘ – verlässlich funktioniert, sie bewahrten, erweiterten und verbreiteten in eben jenen Apparaturen das Wissen um die Elektrizität, und sie mussten vielfach improvisieren, handwerklich geschickt sein. In diesem Spannungsfeld sieht Hochadel den Grundstock für die Herausbildung der scientific community, die sich, zumindest für die Elektrizitätsforschung, aus dem Gegensatz zu den ‚Dilettanten‘ und Praktikern definiert.

Hochadel stupendes Studie eröffnet indes nicht nur neue Perspektiven auf die Aufklärung. Angesichts der 200 Händchen haltenden Kartäusermönche, die 1746 in Paris den Stromfluss sehr anschaulich – vom Schlag getroffen hüpfen alle quasi gleichzeitig in die Luft – demonstrieren (vgl. 51f.), der ‚Venus electricata‘, die dem Probanden statt feuchter Küsse trockene elektrische Entladungen schenkt (57), seltsamer Kopfaufsätze, die den Träger mittels elektrischen Stromes den Heiligen gleich glorifizieren (ebd.) und vielem anderen mehr, vermag sich der – doch wohl aufgeklärte – heutige Leser zumindest ein Schmunzeln nicht zu verkneifen. Aber seien wir ehrlich: Haben nicht auch heute noch elektrische Weidezäune ihren ganz eigenen Reiz? Nach der Lektüre von Hochadels Buch kann man den eingangs zitierten Schülerspruch also getrost revidieren: „Chemie ist, wenn es stinkt und kracht, Physik ist’s, wenn man trotzdem lacht.“

*Udo Roth*

---

<sup>5</sup> Es sei jedoch erwähnt, daß hinsichtlich der Lichtenbergschen Vorlesungspraxis ein Forschungsdesiderat herrscht, vgl. 261f.

<sup>6</sup> So der Titel eines Vortrages, den Hochadel im Januar 2004 in Zürich hielt.

## Neuerscheinung

**Dietmar Schiersner: Politik, Konfession, Kommunikation. Studien zur katholischen Konfessionalisierung der Markgrafschaft Burgau 1550-1650 (Colloquia Augustana Bd. 19). Berlin: Akademie Verlag 2005. ISBN 3-05-004091-2. 523 S. 59,80 €,-.**



Wie kommt es innerhalb eines *territorium non clausum* zur Herausbildung konfessioneller Homogenität, und welche Bedeutung hat dieser Prozess für die Territorialisierung und herrschaftliche Durchdringung dieses Gebietes? Die vorderösterreichische Markgrafschaft Burgau war solch ein Territorium mit hochkomplexen Herrschaftsstrukturen, in dem sich Herrschaftsrechte der katholischen habsburgischen Landesherren und der teils protestantischen „Insassen“ und „Begüterten“ in unterschiedlichen Ausprägungen und Mischungsverhältnissen überlagerten und miteinander konkurrierten. Im Verlauf des 16. Jahrhunderts und bis zum Westfälischen Friedensschluss fand

dieses Gebilde dann zu nahezu vollständiger homogener konfessioneller Gestalt.

Dietmar Schiersner unternimmt es in seinem Buch, diesen Entwicklungsgang im einzelnen nachzuzeichnen und das Ergebnis in seiner Tragweite zu deuten: Zum einen werden anhand konkreter konfessioneller Konfliktfälle Handlungsmuster und -spielräume der konkurrierenden Akteure ausgelotet; zum anderen wird am Beispiel des burgischen Vorortes Günzburg die Gegenprobe an einem Ort genommen, der aufgrund einer günstigen herrschaftsrechtlichen Ausstattung oder besonderer informeller Möglichkeiten der Einflussnahme weitergehende Zielsetzungen habsburgischer Konfessionspolitik prinzipiell zuließ.

**Colloquium Augustanum**

VORTRAGSREIHE DES INSTITUTS

Prof. Dr. Peter Burke,  
Cambridge  
(8. November 2004)

***Language purification in early modern Europe***

The attempts by nationalists to purify European vernaculars in the 19th and 20th centuries are well known. This lecture, however, argued for the importance of such attempts in the early modern period as well (but not in the Middle Ages, a significant absence). Focussing on Latin, Italian, French and English (but not forgetting German, Dutch, Swedish, Russian, etc) he had distinguished two forms of purification movement, 'separatist' and 'defensive', placing both in cultural context and making comparisons and contrasts with 19th- and 20th-century movements in Greece, Germany, Britain and France.

Prof. Dr. Elisabeth Décultot,  
CRNS, Paris  
(13. Dezember 2004)

***Zur Genealogie der Kunstgeschichte im 18. Jahrhundert. Untersuchungen zu Winckelmanns Exzerptheften***

Einer alten gelehrten Tradition gemäß pflegte Johann Joachim Winckelmann von Jugend auf lange Textpassagen aus von ihm gelesenen Büchern zu exzerpieren. Diese Lesefrüchte sam-

melte er sein ganzes Leben lang in verschiedenen Heften, welche sich sehr schnell zu einer stattlichen, höchst persönlichen, handgeschriebenen Bibliothek autonomisierten. Das Ergebnis dieser Arbeit bildet ein Korpus von ungefähr 7 500 Seiten, das seit 1801 zum größten Teil in der französischen Nationalbibliothek in Paris aufbewahrt wird. Obgleich die Geschichte des Lesens schon seit langem zu den zentralen Bereichen der Geistes- und Kulturwissenschaften gehört, wurden diese Exzerptheften bisher keinem spezifischen eingehenden und systematischen Studium unterzogen.

Für die Winckelmann-Forschung sowie für die Geschichte der Kunstgeschichte im allgemeinen erweisen sich diese Exzerptheften als eine Quelle außerordentlichen Werts. Über zwei zentrale Aspekte geben sie in der Tat wichtige Aufschlüsse. Dokumentiert wird einerseits selbstverständlich die Lesetätigkeit des Schriftstellers, fast in noch größerem Maße andererseits allerdings seine Schreibaarbeit. Die Erforschung der Exzerptheften erlaubt uns einen Einblick in die Werkstatt des Autors der *Geschichte der Kunst des Altertums*. Sie ermöglicht es uns, seinen Bildungsgang zu rekonstruieren, seine Kenntnis der verschiedenen gelehrten Disziplinen zu kartographieren und die fruchtbare Spannung zu ermessen, die bei der Herstellung seiner eigenen Werke zwischen dem Aufnahme- und dem Erfindungsvermögen entsteht. Am Schnittpunkt der von Winckelmann gelesenen und der von ihm verfassten Bücher wirft die

Erforschung dieser Dokumente ein neues Licht auf die Geschichte seiner intellektuellen Produktion. Wie hat sich diese Exzerpiertätigkeit auf Winkelmanns Schreibtätigkeit ausgewirkt? Welche Beziehung unterhält er als Autor zu seinem riesigen Lektüremagazin? Ziel des Vortrags war es, Antworten auf diese Fragen zu geben.

Prof. Dr. Achim Aurnhammer,  
Freiburg  
(10. Januar 2005)

### ***Die Katze des Petrarca***

Das Sterbehaus von Francesco Petrarca in den euganesischen Hügeln wurde bald nach dem Tod des Dichters als Museum eingerichtet. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde die Ausstattung um das Grab einer mumifizierten Katze, angeblich Petrarcas Katze, ergänzt. In der „Stanza della Gatta“ des Sterbehauses in Arquà Petrarca ist das Wandgrab, das zwei lateinische Grabschriften zieren, noch heute zu besichtigen. Das Epitaph von Petrarcas Katze ist bislang weder kunst- noch literarhistorisch, geschweige denn rezeptionsgeschichtlich angemessen gewürdigt worden. Dabei erregte Petrarcas Katze auch die Aufmerksamkeit deutscher Dichter wie Martin Opitz, Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Weisser und August von Platen. Diesen „kätzischen Petrarkismus“, seinen italienischen Ausgang wie die Stationen seiner deutschen Rezeption, sollte nachgezeichnet und gewürdigt werden. Die kleine, aber

namhafte Tradition des kätzischen Petrarkismus illustrierte somit die Wirkungsgeschichte des italienischen Nationaldichters in Deutschland.

## **Juden zwischen Kaiser, Landesfürst und lokaler Herrschaft**

### **Gemeinsamkeiten und Differenzen jüdischen Lebens im Süden des Alten Reichs in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (1350 – 1800)**

*Tagung vom 22. bis 24. Oktober 2004  
am Institut für Europäische Kulturgeschichte Augsburg*

Die Geschichte der Juden im Reich während der Frühen Neuzeit findet erst seit relativ kurzer Zeit intensive Aufmerksamkeit in der historischen Forschung. Im Gegensatz zum Mittelalter mit seinen städtischen Gemeinden und deren kultureller Blüte einerseits sowie den zahlreichen Verfolgungen und Vertreibungen andererseits galten die Jahrhunderte zwischen Reformation und Aufklärung als eine ereignisarme Phase des kulturellen Niedergangs und erst langsamer Rekonsolidierung jüdischen Lebens nach dem Dreißigjährigen Krieg. Jüngste Forschungen am Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg oder im Rahmen der Projekte „Germania Judaica IV“ und „Austria Judaica“ haben geholfen, dieses Bild zu revidieren.

Nach den spätmittelalterlichen Vertreibungen aus den meisten Reichsstädten und Territorien des Heiligen Römischen Reichs lebten Juden in der Frühen Neuzeit vor allem auf dem Land, in zunächst sehr instabilen Verhältnissen, die sich erst langsam (zeitlich asynchron) festigten. Migrationsbewegungen, die mit dem Umbruch jüdischer Siedlungsstruktur einhergingen, sind bis heute nur in Ansätzen erforscht, die einfache Formel „von der Stadt auf das Land“ erweist sich allerdings als zunehmend problematisch. Neue jüdische Siedlungsschwerpunkte entstanden vor allem im Südwesten (Schwaben) und Südosten (Niederösterreich, Böhmen, Mähren) des Reichs, Regionen, die sich sowohl hinsichtlich ihrer Herrschaftsstruktur, als auch der Dichte der jüdischen Siedlungen stark unterschieden. Dieser Raum wurde mit der Tagung „Juden zwischen Kaiser, Landesfürst und territorialer Herrschaft“ das erste Mal umfassend und vergleichend betrachtet.

Zugleich erschien es sinnvoll, die Frühe Neuzeit als Epoche nicht isoliert zu betrachten, sondern längerfristige Entwicklungen zu berücksichtigen. Besonders die spätmittelalterlichen Verhältnisse sollten mit einbezogen werden, um auch in zeitlicher Hinsicht „Gemeinsamkeiten und Differenzen“ diskutieren zu können.

Ein weiteres Anliegen der Tagung war es, der inzwischen von vielen Seiten geforderten Integration der jüdischen Geschichte in die „allgemeine“ Geschichte Rechnung zu tragen. So wurden auch HistorikerInnen aus anderen Disziplinen

eingeladen, aus ihrer Perspektive Fragestellungen und Ansätze zur Positionierung der jüdischen Geschichte formulieren zu helfen.

Diesem Kommunikationsbedarf Rechnung tragend fand unter der Leitung von Dr. Martha Keil, Prof. Dr. Rolf Kießling und Prof. Dr. Stefan Rohrbacher vom 22. bis 24. Oktober 2004 am Institut für Europäische Kulturgeschichte in Augsburg eine dreitägige internationale Fachtagung zur jüdischen Geschichte in der Vormoderne statt. Die Finanzierung der Tagung mit TeilnehmerInnen aus sechs Staaten übernahmen die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und das Kulturforum der Österreichischen Botschaft Berlin.

Die in Kooperation zwischen dem Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg, dem Institut für Geschichte der Juden in Österreich in St. Pölten und dem Institut für Jüdische Studien an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Forschungsprojekt „Germania Judaica IV“, veranstaltete Tagung hatte sich zum Ziel gesetzt, vor dem Hintergrund laufender Forschungsinitiativen aktuelle Fragestellungen und Ergebnisse zu diskutieren und Perspektiven für die weitere wissenschaftliche Arbeit zu formulieren. Wichtig erschien dabei nicht nur der überregionale Vergleich, sondern auch die Integration verschiedener Disziplinen und Forschungsfelder (Landesgeschichte, jüdische Geschichte, Judaistik, Rechtsgeschichte etc.).

Das Hauptanliegen der Tagung, nämlich eine möglichst intensive Diskussion zu führen, wurde durch eine Gliederung der Tagung in drei Kommunikationsebenen umgesetzt. Den einzelnen Sektionen mit Vorträgen zum aktuellen Forschungsgeschehen wurden ein/e ModeratorIn und zwei bis drei KommentatorInnen zugeordnet, die den Kontext skizzierten und Leitfragen zu formulieren halfen. Ergänzend dazu fanden drei offene Gesprächsrunden mit ausgewiesenen ExpertInnen statt, in denen gezielt Forschungsstand und -perspektiven sowie sich daraus ergebende Fragen reflektiert und die Verortung der jüdischen Geschichte in der „allgemeinen“ Geschichte diskutiert wurden. Um dieses Konzept, das von allen TeilnehmerInnen eine hohen Einsatzbereitschaft forderte, auch umsetzen zu können, wurden bereits vorab einleitende Texte zu den einzelnen Sektionen und Abstracts der Vorträge auf der Tagungshomepage <http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/> publiziert.

Dass dringender Gesprächsbedarf nach einer gemeinsamen, forschungsperspektivisch weiterführenden Bestandsaufnahme bestand, bewiesen nicht nur die durchwegs ausgesprochen intensiv geführten Debatten, sondern vor allem das rege Besucherinteresse von über 90 TeilnehmerInnen.

Eröffnet wurde die Tagung im Namen der Universitätsleitung durch die Prorektorin der Universität Augsburg Frau Prof. Dr. Karin A s c h e n b r ü c k e r . Prof. Wolfgang J. E. W e b e r begrüßte die TeilnehmerInnen in seiner Funktion als Geschäftsführender Direktor des Instituts für Europäische Kulturgeschichte im

Rahmen eines im Anschluss an den ersten Veranstaltungstag stattfindenden Empfangs in den Räumlichkeiten des Instituts.

Zu Beginn des wissenschaftlichen Teils umriss Rolf K i e ß l i n g (Augsburg) zunächst das wissenschaftliche Konzept der Tagung. Die Landjuden würden nach ihrer „Entdeckung“ nun verstärkt in den Mittelpunkt der Forschung rücken. Die Epoche zwischen den spätmittelalterlichen Vertreibungen aus den Städten und der Konsolidierungsphase des 18. Jahrhunderts, die in der Vergangenheit oft mit dem Signum einer Übergangszeit bedacht worden war, gewinne dadurch eigenständigere Züge. Dennoch sei besonders für die Verhältnisse im Süden des Alten Reichs mit seiner Vielfalt an Herrschaftsformen – von Territorien bis zu kleinsten reichsunmittelbaren Herrschaften – und der Polarität von Austreibung und Ansiedlung von Juden zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine vorschnelle Generalisierung möglich. Vielmehr seien weitere Einzelstudien in vergleichender Perspektive notwendig, die den Blick sowohl nach „innen“ – in die jüdische Gemeinde – als auch nach „außen“, auf die vielfältigen Rahmenbedingungen jüdischer Existenz richten. Die Gewichtung dieses Blicks wurde zu einem der Hauptdiskussionspunkte der folgenden Tage.

Dies zeigte sich bereits in der ersten Sektion, die den *Quellen zur jüdischen Geschichte* gewidmet war. In seiner Einleitung in die Sektion betonte Yacov G u g g e n h e i m (Jerusalem) die große Bedeutung der interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Forscherinnen und Forschern. Da angefangen vom Hebräischen bis hin zu den Ausdrucksformen von Kunst und Musik für die Erforschung der jüdischen Geschichte und Kultur eine Vielzahl von Sprachen verstanden werden müssten, die die Kenntnisse eines Einzelnen bei weitem überstiegen, sei ein dialektischer Austausch von Forscherinnen und Forschern unterschiedlicher Disziplinen und Qualifikationen dringend nötig. Auch in der historischen Forschung sei heute mehr denn je der „Teamworker“ gefragt.

Die Vielfalt der Quellen zur jüdischen Geschichte wurde im Folgenden exemplarisch vorgestellt. Zunächst stellten Eveline B r u g g e r und Birgit W i e d l (St. Pölten) im ersten Vortrag der Tagung mit dem Titel „...und ander frume leute genuch, paide christen und juden.“ *Quellen zur christlich-jüdischen Interaktion im Spätmittelalter* ein derzeit am Institut für Geschichte der Juden in Österreich durchgeführtes Projekt zur Erschließung von Quellen zur mittelalterlichen Geschichte der Juden in Österreich vor, das sich nicht zuletzt durch die Breite der Quellengrundlage auszeichnet. Von den Referentinnen besonders hervorgehoben wurden die von der bisherigen Forschung wenig beachteten Privaturkunden, die von Juden ausgestellt oder für Juden produziert wurden, vor allem Verträge und Schuldurkunden, die das Quellenspektrum wesentlich erweiterten. Nur durch eine Zusammenschau der unterschiedlichsten Quellentypen, wie auch anschließend von Helmut T e u f e l (Brno/Aschaffenburg) und Michael T o c h (Jerusalem) betont wurde, ist ein möglichst umfassende Rekonstruktion der jüdischen Existenz

im Spätmittelalter möglich. Neben Urkunden sowie historiographischen und literarischen Texten stellen besonders die Aufbereitung serieller Quellen (Rechnungen) einerseits und genuin hebräischer Quellen andererseits ein dringendes Desiderat der Forschung dar.

Falk W i e s e m a n n (Düsseldorf) beschäftigte sich mit dem *Wert der Quellenzeugnisse aus den Genisot für die historische Forschung* und damit von der Geschichtswissenschaft oft wenig beachteten nichtschriftlichen Quellen zur jüdischen Geschichte. Für die Rekonstruktion der religiösen Alltagskultur schätzt Wiesemann den Quellenwert von Genisot – nicht mehr verwendeten liturgischen Texten und Geräten, aber auch Alltagsgegenständen, die am Dachboden der Synagogen gelagert wurden und in der Regel aus dem 17.–19. Jahrhundert stammen – im Gegensatz zu anderen Historikern relativ hoch ein. Die Gebrauchsgegenstände, die sich im Besitz von Landjuden befanden, setzen notwendige Kontrapunkte zu der von der älteren Forschung besonders beachteten jüdischen „Hochkultur“. Schriftliche und nichtschriftliche Quellen bilden so eine ebenso untrennbare Einheit wie die unterschiedlichen Perspektiven der innerjüdischen und obrigkeitlichen Überlieferung. Ein dazu geplanter Beitrag von Birgit E. K l e i n (Düsseldorf), *Obrigkeitliche und innerjüdische Quellen: ein untrennbares Miteinander* musste krankheitsbedingt leider entfallen.

*Kontinuität und Wandel jüdischer Siedlungsschwerpunkte im Süden des Reiches und in den habsburgischen Ländern* war Gegenstand der zweiten Sektion des Tages unter der Leitung von Klaus L o h r m a n n (St. Pölten). Die Vorträge von Anna C. F r i d r i c h (Basel), *Zur Entstehung von Landjudengemeinden im Nordwesten der heutigen schweizerischen Eidgenossenschaft (16.–18. Jahrhundert)*, Stefan L a n g (Tübingen), *Die Judenpolitik des Herzogtums Württemberg und ihr Einfluss auf die jüdische Besiedlung Niederschwabens (1498-1650)*, und Peter R a u s c h e r (St. Pölten), *Feinde der Städte, Diener des Adels? Die Entwicklung jüdischer Siedlungen in Niederösterreich (16.–17. Jahrhundert)* spannten eine breiten thematischen und geographischen Bogen. Während im Erzherzogtum Österreich unter der Enns im 17. Jahrhundert bis zu ihrer Ausweisung 1670/71 Juden in über fünfzig Siedlungen auf dem Land wohnten, konnten sie sich im Fürstbistum Basel und der solothurnischen Vogtei Dorneck nur an wenigen Orten längerfristig etablieren. Trotz dieser unterschiedlichen Entwicklungen, lassen sich strukturelle Gemeinsamkeiten festmachen: in beiden Untersuchungsräumen herrschten jüdische Kleinstsiedlungen vor, so dass der Begriff der „Landjudengemeinde“, der die Existenz einer tatsächlichen religiösen „Gemeinde“ suggeriert, zu problematisieren ist. Von Juden aus verschiedenen Orten gemeinschaftlich genutzte Friedhöfe belegen sowohl für die nordwestlich Eidgenossenschaft wie auch für Niederösterreich einerseits fehlende Gemeindestrukturen, andererseits weisen sie auf enge Verbindungen zwischen einzelnen jüdischen Siedlungen hin. Auch wenn sich die Ansiedlungen zunächst durch einen hohen

Grad an Instabilität auszeichneten und häufig in Grenzzonen lagen, die die Mobilität erleichterten, scheint wegen der hohen jüdischen Siedlungsdichte in einzelnen Regionen Niederösterreichs der Begriff der „Atomisierung“ kaum haltbar. Weder für das Fürstbistum Basel, die Vogtei Dorneck oder Niederösterreich lässt sich eine landesfürstliche Ansiedlungspolitik nachweisen.

Anhand des Herzogtums Württemberg kann deutlich gemacht werden, dass auch Reichsstände, die auf ihren Territorien keine Juden duldeten, eine aktive (Anti)Judenpolitik betrieben und damit das jüdische Leben einer Region stark beeinflussen konnten.

In den anschließenden Kommentaren von Christoph Cluse (Trier), Markus Wenninger (Klagenfurt) sowie Manfred Tschalkner (Bregenz) wurde die Frage gestellt, warum es besonders im Alpenraum – sowohl in der Eidgenossenschaft als auch beispielsweise in der Herrschaft Feldkirch – zu einem massiven Widerstand gegen die Ansiedlung von Juden kam. Außerdem wurde die Hypothese vertreten, die Differenzen zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit in der jüdischen Siedlungsstruktur könnten wegen einer fehlenden Überlieferung von Quellen zu mittelalterlichen Landgemeinden möglicherweise geringer sein, als dies bisher von der Forschung erkannt wurde.

Im Anschluss an die zweite Sektion folgte unter der Leitung von Rolf Kießling die erste Gesprächsrunde zum Thema *Jüdische Geschichte im Südwesten des Alten Reichs und in den habsburgischen Ländern: Stand und Perspektiven der Forschung* mit Alfred Haverkamp (Trier), Jacques Picard (Basel), Stefan Rohrbacher und Barbara Staudinger (St. Pölten). Nachdem Rolf Kießling einen detaillierten Fragenkatalog entwickelt hatte, spitzte sich die folgende Diskussion in erster Linie auf zwei Themen zu: Erstens darauf, wie die Vernetzung zwischen den einzelnen WissenschaftlerInnen erhöht werden könnte, und zweitens ob und inwieweit sich ein regionaler Zugang zur jüdischen Geschichte als sinnvoll erweist. Dabei wurde besonders die Möglichkeit einer Intensivierung der Forschung durch eine stärkere Vernetzung der einzelnen Institutionen und Forschungsprojekte erörtert.

Wie Alfred Haverkamp und Stefan Rohrbacher übereinstimmend feststellten, ist für die letzten beiden Jahrzehnten ein großer Fortschritt innerhalb der jüdischen Geschichte im deutschsprachigen Raum und ein intensiverer Austausch mit den israelischen Kollegen zu verzeichnen. Diese Erfolge dürften aber nicht dazu führen, vor allem innerjüdische Fragestellungen an Israel „abzuwälzen“, vielmehr seien durch eine verstärkte Annäherung zwischen Geschichte und Judaistik zunehmend eigene Kompetenzen aufzubauen.

Kontrovers gestaltete sich die Diskussion um die Frage nach einem regionalen Zugang zur jüdischen Geschichte. Während einerseits die Auffassung vertreten wurde, dass einzelne Regionen für Juden von nicht allzu großer Bedeutung gewesen seien, und es daher für einen Juden möglicherweise nicht relevant war, ob er

sich in Schwaben oder in der Ukraine aufhielt, es sich bei Juden also um eine „transnationale“ und „transterritoriale“ Gruppe handelte, wurde von anderer Seite an dem Raumkonzept durchaus festgehalten. Besonders von rechtsgeschichtlicher Seite wurde auf den Zusammenhang von Herrschaftsraum und Rechtsstellung der Juden verwiesen; außerdem wurde auf der Existenz verschiedener Wirtschaftsräume insistiert, die auch für die Handelstätigkeit von Juden eine Rolle gespielt hätten. Gerade auch Grenzen, wie die sogenannte „Türkengrenze“ zwischen christlicher und islamischer Welt hätten trotz aller Mobilität auch für Juden Räume definiert. Geographische Räume, so wurden festgestellt, sollten allerdings nicht zum alleinigen erkenntnisleitenden Konzept werden. Rechtliche, soziale oder auch kulturelle Räume wären ebenso wie andere Fragestellungen (z. B. Bildungs- und Geistesgeschichte) verstärkt in die Forschung zu integrieren.

Den zweiten Konferenztag leitete die Sektion *Materielle Lebensgrundlagen und soziale Differenzierung* unter dem Vorsitz von Michael T o c h (Jerusalem) ein. Toch zeigte einleitend das breite Spektrum an Fragestellungen auf, indem er besonders auf die Notwendigkeit hinwies, Kontinuitäten und Brüche genau herauszuarbeiten. Dies gelte für die Änderungen im jüdischen Handel ebenso wie für Wandlungen in den Familien- und Haushaltsstrukturen. Schließlich dürften trotz der „Verdorfung“ der Juden seit dem auslaufenden Mittelalter die jüdischen Metropolen wie Frankfurt am Main oder Prag und andere mittelgroße jüdische Siedlungen nicht vernachlässigt werden.

In seinem Vortrag untersuchte Thomas P e t e r (Trier) die *Wirtschaftliche Tätigkeit und soziale Differenzierung der Znaimer Juden im Spiegel der Judenbücher*, die für die Jahre 1415-1438 überliefert sind. Die dort verzeichneten Kreditgeschäfte zwischen Christen und Juden umfassen zwar keineswegs alle Wirtschaftsbeziehungen, lassen aber deutliche Rückschlüsse auf das soziale Profil der Juden im südmährischen Znaim zu. Besonders deutlich hebt sich eine kleine Oberschicht ab, innerhalb der auch die Frauen bei Abwesenheit ihrer Männer die Geschäfte führten. Eine eigenständige oder gar konkurrierende Tätigkeit der Frauen im Kreditwesen ist allerdings nicht feststellbar, ebenso wenig geschlechtsspezifische Differenzen, wie z. B. unterschiedliche Kundenkreise.

Während bei Thomas Peter die soziale Oberschicht und ihre wirtschaftlichen Handlungsspielräume im Mittelpunkt standen, setzte sich Martha K e i l (St. Pölten) in ihrem Vortrag *Der Name der Frauen. „judinne“ in obrigkeitlichen Urkunden des deutschen Spätmittelalters* genauer mit der Rolle der jüdischen Frauen im Geschäftsleben auseinander. „Jüdinnen“ wurden als Gruppe in den mittelalterlichen Urkunden in der Regel nicht genannt, sondern unter die Kategorie „Juden“ subsummiert, während sie im Kontext von Steuerforderungen seitens des Landesfürsten, aber auch innerhalb der jüdischen Finanzverwaltung direkt angesprochen wurden. Da dies bedeuten muss, dass der Begriff „Jüdinnen“ bewusst dann verwendet wurde, wenn ausdrücklich Frauen mit einbegriffen werden

sollten, lässt sich auf eine durchaus aktive Rolle jüdischer Frauen im Geschäftsleben und zum Teil auch auf eine hohe soziale Stellung von Jüdinnen schließen, die damit keineswegs nur „passive Schachfiguren im politischen Spiel“ waren.

Die Diskussion wurde im Anschluss wesentlich durch die Kommentare von Michaela Schmölz-Häberlein (Karlsruhe), die vergleichend auf die Chancen weiblicher Lebensgestaltung in der Markgrafschaft Baden im 18. Jahrhundert hinwies, und Hans-Jörg Gilomen (Zürich), der einen Vergleich der jeweiligen gesellschaftlichen Rollen von Jüdinnen und Christinnen forderte, bereichert. Die Zusammenschau von weiblichen Lebenskonzepten im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit zeigte anhand der Verschiedenheit der Überlieferungssituation, dass sich Forschungsfragen an den vorhandenen Quellen orientieren müssen, Vergleiche aber dringend notwendig sind.

Mit dem Spannungsverhältnis *Christliche Umwelt und Juden: Normative Voraussetzungen und Alltag* beschäftigte sich die folgende vierte Sektion. Sabine Ullmann (Augsburg) stellte in ihrer Einleitung zwei Forschungsansätze zur jüdischen Geschichte gegenüber: ein „isolierender“, die Ghettoexistenz der Juden betonender und besonders an den inneren Verhältnissen interessierter Zugang zur jüdischen Geschichte auf der einen und ein „interaktionistisches“ Konzept, das vor allem die wechselseitigen Einflüsse von Juden und ihrer christlichen Umwelt untersucht, auf der anderen Seite. Letzterer dürfe freilich nicht überzogen werden. Während der Einfluss der entstehenden modernen Staatlichkeit auf die jüdische Existenz beispielsweise durch die Einschränkung der rabbinischen Gerichtsbarkeit nicht geleugnet werden könne, seien quellenmäßig belegte Kontakte zwischen Christen und Juden oft zu wenig, um von einer tatsächlichen Interaktion sprechen zu können.

Dementsprechend setzten sich die folgenden Vorträge mit möglichen Formen der Interaktion von Juden und Christen in den Landgemeinden als auch aus der Perspektive der obrigkeitlichen Normsetzung auseinander. Beides, normierende Gesetzgebung, die das Zusammenleben zwischen Juden und Christen zu regeln versuchte, und die alltägliche Realität bestimmten das Verhältnis von christlicher Mehrheit und jüdischer Minderheit im Reich.

Eine sehr eingeschränkte Form des Zusammenlebens zwischen Christen und Juden trotz großer räumlicher Nähe zeichnete Nathanja Hüttenmeister (Düsseldorf) in ihrem Vortrag *Alltägliches Miteinander oder getrennte Gemeinden: das Leben im Dorf am Beispiel der pappenheimischen Herrschaften*. Obwohl die Juden an den meisten Rechten und Pflichten im Dorf teil hatten, wirtschaftlich eng mit ihren christlichen Nachbarn verbunden waren und mit diesen täglichen Kontakt pflegten, kam es besonders in Krisenzeiten häufig zu Konfrontationen. Die Grenzen, die unterschiedliche Religion und Rechtsstellung bedeuteten, machten eine Integration unmöglich.

Die Normierung jüdischen Lebens durch die christliche Obrigkeit beleuchtete das Referat von Karl Härter (Frankfurt/Main), *Juden in der Policygesetzgebung südwestdeutscher Reichsstände: Schutz und Verrechtlichung – Ausgrenzung und Kriminalisierung*. Auf Basis von quantitativen Daten wurde verdeutlicht, dass zwar in der Frühen Neuzeit kein separates Judenrecht geschaffen wurde, gerade im Südwesten des Reichs das Leben von Juden jedoch durch Judenordnungen und sonstige Policygesetze einer immer stärkeren Normierung ausgesetzt war. Die zunehmende Verrechtlichung gewährte zwar auch Juden eigene Handlungsspielräume, führte aber vor allem im 18. Jahrhundert auch zu einer stärkeren Ausgrenzung und Kriminalisierung bestimmter sozialer Schichten, wie der „Betteljuden“.

An die Frage nach dem qualitativen Verhältnis zwischen Juden und Herrschaft knüpfte auch Johannes Mordstein (Augsburg) in seinem Vortrag *Selbstbewußte Untertanen – Obrigkeitlicher Judenschutz am Beispiel der Judenschutzbriefe in der Grafschaft Oettingen 1637–1806* an. Vor dem Hintergrund einer sehr günstigen Quellenüberlieferung kann gezeigt werden, dass die oettingischen Juden an dem kommunikativen Prozess der Ausstellung von Normen aktiv teilhatten und ihre Supplikationen einen integralen Verfahrensbestandteil bildeten. Juden können daher nicht ausschließlich als Objekte obrigkeitlicher Politik verstanden werden, sie waren selbst politische Akteure, die ihren Handlungsspielraum auszunutzen wussten.

In den anschließenden Kommentaren von Susanna Burghartz (Basel), Stephan Laux (Düsseldorf) und Wolfgang E. J. Weber (Augsburg) sowie einer intensiv geführten Debatte wurde betont, dass der diagnostizierte Prozess der Verrechtlichung des Verhältnisses zwischen Obrigkeit und jüdischer Bevölkerung nicht automatisch zu mehr Rechten für die Juden führte, das Recht vielmehr restriktiv war.

Angesichts der prinzipiellen Ungleichheit der ständischen Gesellschaft könne allerdings nicht von einem einfachen Gegensatz zwischen „den Juden“ und „den Christen“ gesprochen werden, vielmehr seien in beiden Fällen die vielfältigen sozialen Gruppen zu unterscheiden. Gerade für die Erforschung der Interaktion zwischen Juden und Obrigkeit müssten die einzelnen Herrschaftsräume mit jüdischer Bevölkerung unter stärkerer Einbeziehung der – vermeintlichen – „Flächenstaaten“ miteinander verglichen werden, ohne freilich die spezifisch innerjüdischen Entwicklungen zu ignorieren.

Die letzte, von Stefan Rohrbacher geleitete Sektion des Tages befasste sich schließlich mit dem Thema *Innerjüdische Organisationsformen*. Rotraud Ries (Düsseldorf) richtete in ihrem Beitrag *Kommunikation und Schtadlanut in der frühneuzeitlichen Judenschaft des Reiches* den Blick auf die Träger der Kommunikation zwischen Juden und den höchsten weltlichen Herrschaftsträgern, als dessen wichtigster Repräsentant Samson Wertheimer als „diplomatische Zentrale der Frankfurter Juden am Kaiserhof“ angesehen werden kann. Mit der Einschäl-

tion eines Shtadlan – eines Fürsprechers – sollte ein Kommunikationsprozess mit der Obrigkeit zu Stande kommen, zu dem mitunter auch eine effiziente Politik hinter den Kulissen gehörte. Entgegen der lange eingenommenen Opferperspektive der jüdischen Geschichte spielte der Shtadlan eine aktive Rolle auch wenn die Kommunikation asymmetrisch, der Erfolg seiner Mission im Wesentlichen vom Willen der Herrschaftsträger abhängig war.

Ebenfalls mit der Schnittstelle zwischen innerjüdischer Organisation und Obrigkeit befasste sich Barbara S t a u d i n g e r in ihrem Vortrag *Die Wiener Gemeinde und die Entstehung der österreichischen Landjudenschaft (ein Vergleich mit Prag)*. Fast gleichzeitig wie im benachbarten Böhmen bildete sich Mitte des 17. Jahrhunderts auf landesfürstlichen Druck in Niederösterreich eine Landesjudenschaft, die vor allem mit der Steuereinhebung betraut war, die Landjuden jedoch auch nach Außen hin vertrat, also auch eine Shtadlanfunktion übernahm. Vom Landesfürsten ähnlich wie die Wiener Judenschaft privilegiert sollten die Landjuden jedoch bis 1670 dem Wiener Rabbinat, so auch der ausdrückliche Wille der Obrigkeit, unterstellt bleiben. Deutlich wurde, dass die strenge Unterscheidung zwischen obrigkeitlichem Einfluss und genuin innerjüdischen Prozessen im Einzelfall kaum möglich ist.

Yacov G u g g e n h e i m verfolgte in seinem Referat *Die Verwaltung von Wissen: Jeschiwa und bne jeschwa in der Frühneuzeit* schließlich die bisher kaum erforschte Entwicklung der in den größeren und wohlhabenderen Gemeinden in Aschenas im Lauf des 16. Jahrhunderts entstehenden Jeschiwot. Im Gegensatz zur Jeschiwa als Privatorganisation wurde diese von der Gemeinde getragen. So existierte beispielsweise in Frankfurt am Main 1564 ein Gremium von 13 Familienvätern, die zur Jeschiwa gehörten und rabbinische Entscheidungen trafen. Im Gegensatz zu anderen Gemeindeeinrichtungen ist diese Form der Jeschiwa bisher kaum bekannt und stellt ein Desiderat für künftige Forschungen dar. Dementsprechend forderten beide Kommentatoren, Israel Y u v a l (Jerusalem) und Rainer B a r z e n (Trier) die innerjüdische Perspektive noch stärker zu berücksichtigen.

Abgeschlossen wurde der intensive Arbeitstag durch die zweite Gesprächsrunde unter der Leitung von Claudia U l b r i c h (Berlin) zu dem Thema *Jüdische Geschichte: Minderheitengeschichte ohne Mehrheit?* an der Michael B r e n n e r (München), André H o l e n s t e i n (Bern) und Thomas W i n k e l b a u e r (Wien) mitwirkten. In ihrer Einführung verteidigte Claudia Ulbrich den Ansatz einer jüdischen Geschichte als Minderheitengeschichte. In einem multiethnischen Europa stehe eine Minderheit immer der Dominanzkultur der Mehrheit gegenüber, die kritisch analysiert werden müsse. Weiterhin plädierte Ulbrich für eine Gleichberechtigung von mikro- und makrogeschichtlichen Ansätzen. Im Zuge der folgenden Debatte wurden Chancen und Grenzen der Vergleichbarkeit der Rolle von Juden mit der anderer Minderheiten ausgelotet. Dabei wurde nicht nur auf die Ähnlichkeit der ökonomischen „Funktion“ von Juden und christlichen Minderhei-

ten betont, sondern auch eine stärkere Untersuchung der innerjüdischen Kommunikationsstrukturen angeregt.

Thema des abschließenden Vormittags der Tagung waren *Grenzen und Mobilität*. Nach einem Problemaufriss von Friedrich B a t t e n b e r g (Darmstadt) wandte sich Reinhard B u c h b e r g e r (St. Pölten) in seinem Vortrag *Das Leben im Grenzraum: Grenzräume zwischen Österreich, Ungarn und dem Osmanischen Reich – Die Grenze der Christenheit als Chance für die Juden?* der im Verlauf der Tagung mehrfach geforderten Gegenüberstellung der Existenzbedingungen für Juden im christlichen wie auch im muslimischen Herrschaftsraum zu. Während die Gefahren in der völlig destabilisierten Überlappungszone von muslimischer und christlicher Herrschaft auch das Leben und den Handel von Juden negativ beeinflussten, ergaben sich durch die Vermittlung zwischen beiden Räumen erhebliche ökonomische Chancen für risikobereite jüdische Händler. Den Mangel an „Rechtssicherheit“ kompensierten Juden zumindest zu einem Teil durch ein Netz ökonomischer, sozialer oder familiärer Beziehungen in die Zentren des osmanischen und habsburgischen Machtbereichs, mit deren Hilfe sie im Krisenfall Druck auf lokale Eliten ausüben konnten.

Auf die Frage, ob von einer spezifisch „jüdischen Mobilität“ gesprochen werden kann, konzentrierte sich Wolfgang T r e u e (Düsseldorf) mit seinem Vortrag *In die Jeschive und auf den Jahrmarkt: Jüdische Mobilität im Südwesten des Alten Reiches*. Im Vergleich mit Formen christlicher Bevölkerungsbewegungen konnte herausgearbeitet werden, dass in vielen Fällen eine deutliche Übereinstimmung hinsichtlich der Anlässe für Mobilität von Christen und Juden – sei es der Besuch von Bildungseinrichtungen, von Jahrmärkten oder eine generell nur wenig sesshafte Lebensweise von Teilen der Unterschichten beider Gruppen – nachgewiesen werden kann. Dennoch, so eine These, handelte es sich bei Juden insgesamt um eine überdurchschnittlich mobile Gruppe.

Das im Laufe der Tagung mehrmals zur Sprache gekommene jüdische Kommunikationsnetz war Gegenstand des Vortrags von Debra K a p l a n (New York), *Die Juden im Elsass zwischen Reich und französischer Krone: Wahrnehmungen von Gemeinde*. Für die Identität der jüdischer Gemeinden abseits der jüdischen Zentren, wie im Elsass, waren allerdings nicht nur die tatsächlich bestehenden Verbindungen von Bedeutung. Vielmehr verstanden sich auch Juden am Rande des jüdischen Siedlungsraums – so das zentrale Ergebnis einer Analyse von Selbstzeugnissen – als eingebunden in eine „panaschkenasische Welt“.

Stefi J e r s c h - W e n z e l (Berlin) und Stefan L i t t (Düsseldorf) wiesen in ihren Kommentaren darauf hin, dass Unterwegssein als Lebensform von Wohnortwechsel, schichten- und altersspezifischem Austausch durch Eheschließung, und Migrationsursachen wie Ausweisung und Verfolgung differenziert werden müsse. Daneben wurde wiederum die Möglichkeit des Vergleichs mit anderen Minderheiten diskutiert. Die Frage, inwieweit strukturelle Ähnlichkeiten zwischen

den Vertreibungen von Juden und anderer (christlicher) religiöser Minderheiten zu erkennen sind, lenkte das Fachgespräch ein weiteres Mal auf eines der zentralen Themen der Tagung.

In der von Alfred H a v e r k a m p geleiteten Abschlussdiskussion fassten Rolf K i e ß l i n g , Martha K e i l und Stefan R o h r b a c h e r die Ergebnisse zusammen. Als äußerst positiv bewertet wurde die gelungene internationale Kooperation und das Bemühen, Epochengrenzen aufzubrechen. Dabei wurde der Blick besonders auf die jüdische Geschichte im 16. Jahrhundert gelenkt, die von der Frühneuzeitforschung bisher wenig beachtet wurde. Trotz der zweifellos großen Fortschritte bei der Erforschung der jüdischen Geschichte in der Vormoderne wären deren Ergebnisse verstärkt in die „allgemeine Geschichte“, vor allem aber in die ohnehin interdisziplinär ausgerichtete Kultur- und Geschlechtergeschichte zu integrieren. Deren Fragestellungen und Methoden, die zuvor von der jüdischen Geschichte erst zögerlich rezipiert wurden, stoßen inzwischen auch in dieser Disziplin auf reges Interesse. Dies könnte ein wichtiger Schritt sein, die jüdische Geschichte aus einem auch forschungstechnisch in der Vergangenheit selbstgemachten „Ghetto“ hervorzuholen.

Der Gegensatz zwischen einem eher integrierenden und einem eher isolierenden Ansatz jüdischer Geschichte, wie er im Verlauf der Tagung skizziert wurde, scheint heute, wie der Verlauf der Tagung belegt, zumindest weitgehend überwunden zu sein. Vielmehr, und dies wurde zweifelsfrei unter Beweis gestellt, konnte sich mittlerweile eine offene, sowohl regional als auch methodisch vielseitige wissenschaftliche Gemeinschaft zur Erforschung der jüdischen Geschichte im Alten Reich in Mittelalter und Früher Neuzeit etablieren, die sich verstärkt über die engeren Fachgrenzen hinaus in die geschichtswissenschaftliche Diskussion einbringt. Ein weiterer Schritt in diese Richtung wurde durch die Tagung „Juden zwischen Kaiser, Landesherr und territorialer Herrschaft“ gesetzt. Die Publikation der Beiträge in Form eines Sammelbandes ist geplant.

*Dr. Peter Rauscher – Dr. Barbara Staudinger  
Institut für Geschichte der Juden in Österreich  
Dr. Karl Renner-Promenade 22  
A-3100 St. Pölten*

Mehr Informationen zur Tagung finden Sie unter:

<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/>

Institut für Europäische Kulturgeschichte Augsburg

## Stipendiatinnen und Stipendiaten

### DoktorandInnen

- Fleßenkämper, Iris  
*Die Select Society in Edinburgh 1754-1764. Soziale Zusammensetzung und kommunikative Praxis*  
Förderungszeitraum: 1.8.2003 – 31.7.2005
- Harjes, Imke  
*Figurenbände der Renaissance. Eine intermediale Untersuchung der im deutschsprachigen Raum verlegten Figurenbände von etwa 1530–1600*  
Förderungszeitraum: 1.12.2002 – 30.11.2005
- Jörgensen, Bent  
*Die Terminologie konfessioneller Selbst- und Fremdbezeichnung in amtlichen und theologischen Texten des 16. und 17. Jahrhunderts*  
Förderungszeitraum: 1.1.2003 – 30.06.2005
- Koller, Ariane  
*Die Offizin Bleau und die Kartographie des Manierismus. Weltbilder und die Ästhetik der Geographie*  
Förderungszeitraum: 1.3.2005 – 28.2.2007
- Krug, Raphael Matthias  
*Die Augsburger Steuerbücher im Spätmittelalter (1346–1430) als Medium städtischer Verwaltung*  
Förderungszeitraum: 1.9.2003 – 31.8.2005
- Lüdke, Christine  
*Jakob Bruckers Korrespondenz in einem Gelehrten- und Wissensnetzwerk der deutschen Frühaufklärung*  
Förderungszeitraum: 1.11.2002 – 31.10.2005
- Pahnke, Gabi  
*Das europäische Medien- und Wirkungsspektrum eines Literaten der Spätaufklärung am Beispiel Johann Gottfried Seumes (1763–1810)*  
Förderungszeitraum: 1.5.2004 – 30.4.2006

- Schmid-Grotz, Felicitas  
*Das Augsburger Achtbuch. Ein Herrschaftsmedium der mittelalterlichen Stadt und sein kommunikativer Kontext*  
Förderungszeitraum: 1.6.2004 – 31.8.2005
- Schock, Flemming  
*Die literarischen Kuriositätenkabinette des späten 17. Jahrhunderts – Eberhard Werner Happels Wissenskompendien zwischen barocken Weltbild und Frühaufklärung*  
Förderungszeitraum: 1.3.2005 – 28.2.2007
- Schümann, Nicola  
*Wissenstransfer im Alten Reich: Der Fränkische Kreistag als Multiplikator*  
Förderungszeitraum: 1.3.2003 – 31.10.2005
- Tegel, Christiane  
*Protestantische Festdekorationen in der Reichsstadt Augsburg*  
Förderungszeitraum: 1.10.2004 – 30.9.2006
- Zaus, Katrin  
*Livius-Rezeption im 16. Jahrhundert. Zacharias Müntzer und sein Werk 'Von Ankunfft und Ursprung deß Römischen Reichs'*  
Förderungszeitraum: 1.10.2001 – 31.3.2003, 1.10.2003 – 31.3.2004, 1.10.2004 – 31.5.2005

#### **Postdoktorand**

- Mordstein, Johannes  
*Zünfte auf dem Land – Kooperative Lebensformen von Handwerkern in Dörfern und Märkten Ostschwabens in der Frühen Neuzeit*  
Förderungszeitraum: 1.1.2005 – 31.12.2005

#### **Wissenschaftliche Mitarbeiterin**

- Dauser, Regina  
*Wissensfelder der Neuzeit: Bilanz des GK-Programms*  
Förderungszeitraum: 1.10.2004 – 30.9.2006

## Promotions- und Forschungsprojekte

*In dieser Rubrik bietet sich den Stipendiatinnen und Stipendiaten des Graduiertenkollegs die Möglichkeit, sich selbst und ihr Projekt vorzustellen. Die Abfolge dieser Präsentationen orientiert sich an den im Graduiertenkolleg zur Untersuchung vorgesehenen Wissensfeldern und der jeweiligen Zuordnung der einzelnen Forschungsprojekte. Was in den unterschiedlichen Feldern erforscht werden soll, ist bekanntermaßen die Speicherung und Verarbeitung von kirchlich-herrschaftlich-wirtschaftlichem, von historischem, von alltagsweltlich-ökonomisch-gesellschaftlichem, von politischem, von lehrförmigem sowie ästhetischem Wissen.*

### *Ästhetisch-ikonographisches Feld*

#### **Die Offizin Blaeu und die Kartographie des Manierismus. Weltbilder und die Ästhetik der Geographie**

*Ariane Koller*



#### Zur Person:

Geboren 1978 in Wasserburg a. Inn, Abitur 1998 in Mühldorf a. Inn. Ab Wintersemester 1999 Studium der Kunstgeschichte, Neueren Deutschen Literaturwissenschaft und Medienpädagogik an der Universität Augsburg. Im Januar 2005 Abschluss des Studiums mit der Arbeit: „Das Bild der Welt – Die Weltkarte des Willem Jansz. Blaeu aus dem Jahr 1606 und der niederländische Manierismus.“ Seit März 2005 Stipendiatin am Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“ unter der Betreuung von Frau Prof. Dr. Gabriele Bickendorf.

#### Projektbeschreibung:

Im Gegensatz zu modernen Werken der Kartographie waren die Welt- und Landkarten im 16. und 17. Jahrhundert reich geschmückt. Die Programme und einzel-

nen Darstellungen ergänzen einerseits den geographisch-wissenschaftlichen Inhalt der Karte, vermitteln andererseits aber auch von der reinen Kartographie unabhängige Aspekte. Die Spannweite dieser Bilder reicht von kosmologischen Zyklen und religiös-theologischen Programmen bis hin zu politischen Allegorien.

Obwohl Karten nicht zum Kernbereich der klassischen Kunstgeschichte gehören, hat sich die Forschung in jüngster Zeit verstärkt auf folgende Problemkreise ausgedehnt: Zum Einen wurde die Rolle der Kartographie im Bezug auf die Entstehung autonomer Landschaftsdarstellungen untersucht, zum Anderen stand mehrfach die Bedeutung kartographischer Werke in Gemälden der holländischen Kunst des 17. Jahrhunderts im Mittelpunkt verschiedener Studien. Bis heute fehlt es jedoch an einer Untersuchung, welche die Bildprogramme der kartographischen Werke systematisch analysiert und einordnet.

Das Dissertationsvorhaben hat das Ziel, diese Forschungslücke zu schließen und anhand der Welt- und Landkarten des 16. und 17. aufzuzeigen, wie neben geographischem Wissen auch allegorische, historische und künstlerische Gedanken vermittelt wurden. Zentrale Bedeutung kommt dabei dem Oeuvre der Amsterdamer Offizin Blaeu (1599-1672) zu, die durch ihre ästhetisch herausragenden Werke entscheidend dazu beitrug, der niederländischen Kartographie zu internationalem Ruhm zu verhelfen. Darüber hinaus sollen auch Werke untersucht werden, die hauptsächlich in den zwei druckgraphischen Zentren Antwerpen und Amsterdam entstanden. Die Beschäftigung mit der Geschichte, Funktion und den ikonographischen Inhalten der Welt- und Landkarten der Blaeu-Offizin und anderer bedeutender Kartographen des 16. und 17. Jahrhunderts erfordert eine Auseinandersetzung mit vielseitigem bildlichen und schriftlichen Material. Von besonderer Bedeutung für das Dissertationsvorhaben ist dabei, dass sich viele der im Mittelpunkt der Untersuchung stehenden Karten und Atlanten in der Oettingen-Wallersteinschen Sammlung der Universitätsbibliothek Augsburg befinden. Die Analyse der Karten-Sammlungen soll zeigen, dass die Funktion dieser Werke auf einer medialen Verknüpfung basiert, die Wort und Bild bzw. Wissenschaft und Kunst zu einer Einheit zusammenführt. Dem Betrachter wurden (und werden bis heute) durch die kartographischen Werke Inhalte vermittelt, die im Zusammenspiel von Kartographie und Kultur ein komplexes Bild der Welt schufen. Sie waren Medien der ästhetisch anspruchsvollen Wissensvermittlung, die dem Bereich der *Ästhetik der Geographie* zugeordnet werden müssen.

Den Anfang der Arbeit bildet eine allgemeine Einführung zur Geschichte der Kartographie und ihrer Funktion am Beginn der Neuzeit. Mit der Rezeption der „*Geographie*“ des Claudius Ptolemäus und der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus am Ende des 15. Jahrhunderts steigert sich das Interesse und die Notwendigkeit an kartographischen Werken enorm. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung der Handelsstadt Antwerpen um 1500, der eng mit der Expansion des habsburgischen Weltreiches in Europa, Asien und der Neuen Welt zu-

sammenhängt, werden die Niederlande schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum kartographischen Zentrum Europas. Der historische Kontext und die niederländische bzw. holländische Kartographenschule werden dabei ebenso untersucht, wie aus Quellen bekannte Auftraggeber, Käufer und Sammler von kartographischen Werken. Dies ist notwendig, um feststellen zu können, woher die Impulse stammten, welche die Gestaltung der Karten beeinflussten und Aufschluss über die Verbreitung geographischen Wissens zu erhalten.

Unmittelbar mit dieser Frage verbunden ist die Klärung und Deutung der auf den ausgewählten Werken dargestellten Programme, die den Hauptteil der Arbeit bilden soll. Der erste Punkt beschäftigt sich dabei mit den „schmucklosen“ Karten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die aufgrund ihres geographisch-wissenschaftlichen Wertes zu den Meilensteinen der Kartographie-Geschichte gehören. Mit Hilfe dieser Werke kann darüber hinaus analysiert werden, wie das Verhältnis zwischen wissenschaftlicher Exaktheit und künstlerischem „Schmuck“ jeweils ausgelotet wurde. Diese Auseinandersetzung bildet die Basis für die Analyse der dekorativen Karten aus dem Oeuvre der Blaeu-Offizin und anderer ästhetisch besonders signifikanter Beispiele aus dem Umkreis des Amsterdamer Kartographen.

Im nächsten Schritt sollen die Programme und einzelnen Darstellungen den drei großen Themenbereichen Allegorie, Politik und Kunst zugeordnet werden. Zunächst werden die auf den Karten dargestellten Personifikationen und allegorischen Programme aus einer ikonologischen Perspektive betrachtet. Im Zentrum der Deutungen stehen der kosmologische Zusammenhang des Universums und der Wandel eines theozentrischen Weltbildes zu einer humanistischen Weltanschauung. Ziel dieses Kapitels ist es, aufzuzeigen, in welchem Maße die theologisch-philosophischen Diskussionen der Zeit genauso auf den Karten ihren Niederschlag fanden, wie die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Erbe der Antike.

Im zweiten Punkt des Hauptteils folgt die Vorstellung der Karten, deren wissenschaftlicher und allegorischer Inhalt zugunsten der politischen Ikonographie eingeschränkt wurde. Im Zentrum sollen hier exemplarisch die Vermittlung politischer Ideen und Repräsentationsansprüche der habsburgischen Dynastie analysiert werden. Dazu gehört auch das Problem der Konfessionalisierung und dessen Einfluss auf die Gestaltung der Karten. Zusammenfassend soll am Ende des Kapitels deutlich werden, wie Karten neben den wissenschaftlichen und allegorischen Aspekten auch als Träger von politischen und religiösen Inhalten genutzt wurden.

Das letzte Kapitel baut auf den vorhergehenden Ergebnissen auf und stellt die zentrale Frage nach der gestaltenden Persönlichkeit hinter den Karten. Dieser Teil befasst sich grundsätzlich mit folgendem Problem: Der Weg einer Karte von ihrer Planung zu ihrer Ausführung ist kompliziert. Der Herausgeber bestimmt im Allgemeinen das wissenschaftliche Konzept der Karte. Im nächsten Schritt werden üblicherweise Stichvorlagen eines berühmten zeitgenössischen Künstlers für die

Dekoration der Karte ausgewählt, die dann von einem anderen Kupferstecher dem Konzept des Herausgebers angepasst werden. Diese Problematik könnte man unter dem Begriff des „zweiten Künstlers“ zusammenfassen. Die Schwierigkeit besteht darin, die Veränderungen und Anpassungen der Originalgrafiken bis zu ihrer Platzierung innerhalb der Karte nachzuvollziehen und sie bestenfalls an ausgewählten Beispielen auf konkrete Persönlichkeiten zurückzuführen. Die Identifikation der Originalstiche im ersten Schritt, die Rekonstruktion des Gesamtkonzepts im zweiten Schritt und die damit verbundene Umgestaltung der Vorlagen durch den „zweiten Künstler“ soll das oben genannte Problem lösen. Unmittelbar damit verbunden ist die Mehrfachverwendung von Stichvorlagen und die damit einhergehende Sinnverschiebung im Kontext der Karte. Die zentrale Frage ist darüber hinaus, welches Weltbild durch die Verwendung von Bildern, die in einem anderen Zusammenhang in ihrer Wirkungsmacht bereits erprobt worden waren, jeweils konstituiert wird. Diese Aufgabe stellt einen zentralen Aspekt für die gesamte Untersuchung dar, da sie zu klären versucht, wie abstrakte Begriffe und Ideen ins Bild umgesetzt werden. Letztlich bietet die Klärung dieses Problems eine Antwort auf die in jedem Kapitel offen gebliebene Frage, wie in einer Karte das Gleichgewicht zwischen künstlerischer Invention, wissenschaftlicher Exaktheit und „historischer Realität“ gehalten oder zugunsten eines dieser Bereiche verschoben wurde.

Das programmatische Zusammenfinden verschiedener Inhalte in Welt- und Landkarten des 16. und 17. Jahrhunderts macht diese zweifellos zu einem bedeutenden Medium ihrer Zeit. Da jedoch die Hauptaufgabe einer Karte in der Vermittlung des geographischen Wissens besteht, soll die Untersuchung unter dem Titel der *Ästhetik der Geographie* zusammengefasst werden.

### *Didaktisch-wissenschaftliches Feld*

#### **Wissen, Wunder und Unterhaltung: Eberhard Werner Happels (1647-1690) *Relationes Curiosae* und die Frühgeschichte der deutschen Zeitschrift.**

*Flemming Schock*



##### Zur Person:

Geboren 1977 in Dorsten, Abitur 1996. 1997-2004 Studium der Geschichte der Frühen Neuzeit/Neuzeit und Germanistik an der Universität Essen; 2001/2002 Erasmus-Studium in Florenz; 2004 Praktikum am Deutschen Historischen Institut in Washington, D.C. Seit März 2005 Stipendiat am Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“ unter der Betreuung von Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber und Prof. Dr. Paul Münch, Essen.

##### Projektbeschreibung:

„Altes Papier“, so musste jüngst auch die *Washington Post* bilanzieren, findet kaum mehr Lesewillige. Die Situation ist fast weltweit die gleiche, täglich verlieren die Zeitungen Abonnenten. Als Nachrichtenmedium und Ort beschleunigter Informationsvermittlung und Wissensvernetzung scheint das Internet der gedruckten Zeitung endgültig den Rang abzulaufen und selbst Bibliotheken in Frage zu stellen. Medienverhalten- und Konsum ändern sich radikal, laut *spiegel.de* gerät die Presse als Massenmedium „Unter Druck“<sup>1</sup>. Für die Zeitschrift als zweite Urform periodischer Presse mag die Situation noch weniger alarmierend sein, weil sich ihre Medienfunktionen weniger über Aktualität definieren. In der Sorge um die Zeitungs-Zukunft hingegen haben Diskussionen um einen Trägermedienwechsel vom Papier ins Digitale derzeit wieder Hochkonjunktur. Vom Kerngeschäft verlagern sich traditionelle Zeitungshäuser immer mehr auf Nebengeschäfte, setzen günstig Bücher und CDs ab. Hier zeigt sich eine interessante Parallele zum 17. Jahrhundert, dem „Jahrhundert der Presse“, im Hinblick auf die Publikations-

---

<sup>1</sup> <http://www.spiegel.de/netzwelt/netzkultur/0,1518,350747,00.html> (gesehen am 12.04.2005).

geschichte der vielleicht ersten populärwissenschaftlichen Zeitschrift in deutscher Sprache, wenn auch unter anderen Vorzeichen:

*Die Grösten Denckwürdigkeiten der Welt oder so-genannte Relationes Curiosae*<sup>2</sup> erschienen ab 1682 über zehn Jahre in dem Hamburger Verlag Thomas von Wierings als separate Beilage zur etablierten Wochenzeitung *Relations-Courier* (1675-1814), bildeten insofern ein Nebengeschäft und demonstrieren die ursprüngliche publizistische Nähe von Zeitung und Zeitschrift im 17. Jahrhundert<sup>3</sup>. Bis zum frühen Tod ihres Autors, des Polygraphen und Journalisten Eberhard Werner Happel (1647-1690), avancierten die *Relationes Curiosae*, die in mehrererlei Hinsicht in komplementärer Beziehung zur Zeitung standen (1. Funktionen von Unterhaltung und Kommentar, 2. Die politisch-wirtschaftliche Information, die Domäne der Zeitung, wurde ausgespart und durch „Materien“ aus praktisch allen damaligen Gebieten der Weltkenntnis ersetzt), zu einem enorm erfolgreichen Periodikum. Das medial innovative Format eines belehrend-unterhaltenden Wochenblattes in leicht fasslichem Stil verbreitete sich nicht nur mit beeindruckender Geschwindigkeit im deutschen Sprachraum<sup>4</sup>, wo es Plagiate nach sich zog, so auch die *Relationes Curiosae Bavaricae* ab 1685 in Augsburg. Mit nur geringer Verzögerung gab es darüber hinaus auch Übersetzungen oder eigenständige Zeitschriften im Ausland, die sich nach dem Vorbild des Verleger/Autoren-Projektes von Happel und Wiering der „redaktionell“ aufbereiteten Bereitstellung von „merkwürdigem“ Begebenheiten auf unterhaltsamer Grundlage verschrieben und dabei vorhandene Wissenssummen, Enzyklopädien und Monographien, alte und neue Autoritäten ausschrieben, „plünderten“ – kompilierten.

<sup>2</sup> Vollständiger Titel des ersten Bandes (Die Relationes erschienen zweijährlich in gebundener Form): E.G. Happelii Gröste Denckwürdigkeiten der Welt Oder so-genannte Relationes Curiosae. Worinnen dargestellt/und Nach dem Probier-Stein der Vernunft examiniret werden/die vornehmsten Physicalis.Mathematis.Historische und andere Merckwürdige Seltzamkeiten/Welche an unserm sichtbahnen Himmel/in und unter der Erden/und im Meer jemahlen zu finden oder zu sehen gewesen/und sich begeben haben. Der erste Theil. Einem jeden curieusen Liebhaber zu gut aufgesetzt/in Druck verfertigt/ und mit vielen Figuren erläutert, Hamburg 1682f.

<sup>3</sup> Bis heute gibt es nur eine unbefriedigende Inhaltsbestimmung des Begriffs der „Zeitschrift“; er ist im 17. Jahrhundert auch noch gar nicht belegt. Bei einer Beschäftigung mit der Frühgeschichte der Zeitschrift wirft sich damit das Typologie- und Definitionsproblem erneut auf: Im Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts ([www.vd17.de](http://www.vd17.de)) sind die Gattungskriterien nicht immer einsichtig. Dass die Relationes dort nicht unter „Zeitschrift“ klassifiziert werden, mag zum Teil in der Rezeptionsgeschichte des Periodikums begründet sein: Die Forschung nahm, wenn überhaupt, von den Relationes nur in der nachträglich gebundenen, fünfbindigen Buchakkumulation Notiz.

<sup>4</sup> Davon zeugen bereits in den 1680er Jahren viele Belege in der noch jungen Textgattung der Werbeanzeige.

Damit steht das kommerzialisierte Wissen im Medium der Zeitschrift in einer Traditionslinie mit humanistischer Wissensanhäufung und der frühneuzeitlichen Kompilationenliteratur, die Ausschnitte aus anderen Schriften, fast einer Textflächenmontage gleich, neu „komponierte“. Deutlicher als zuvor wird in den *Relationes* Wissen jedoch aus dem Zusammenhang mit alten Arkanbereichen gelöst, um dem steigenden Lesehunger breiterer Schichten gerecht zu werden. Meine Arbeit über die frühe Zeitschrift als Vermittler von Weltkenntnis und Weltorientierung im späten 17. Jahrhundert ist als presse- und mediengeschichtliches Projekt angelegt. Einen Ausgangspunkt bildet die Feststellung Silvia Serena Tschopp in einem Beitrag zur *Popularisierung gelehrten Wissens im 18. Jahrhundert*: So seien Zeitungen als Katalysatoren für die Verbreitung gelehrten Wissens im 18. Jahrhundert von der bisherigen Forschung so gut wie ausgeblendet<sup>5</sup>.

Gerade für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, das traditionell gegenüber der ersten Jahrhunderthälfte medienhistorisch das Nachsehen hat, gilt dieses Defizit noch weit deutlicher jedoch für die Zeitschrift: Bisher hat die Forschung kaum zur Kenntnis genommen, dass das 17. Jahrhundert nicht nur vor dem Hintergrund expandierender Horizonte und der „wissenschaftlichen Revolution“ auf dem Gebiet der rational-empirischen Weltaneignung Bahnbrechendes leistete und die Grundlagen der „Moderne“ legte. Vielmehr wurden auch innovative Kanäle gefunden, ein Bewusstsein für die „Macht des Wissens“ in breitere Kreise zu vermitteln und fremde Realitäten medial zu konstruieren. Dass Wissen, gerade auch, weil es in der jeweiligen Landessprache streckenweise gänzlich unbarock und klar aufbereitet wurde, seinen Status als Gegenstand der Elitenkommunikation allmählich einbüßte, hat die Mediengeschichtsschreibung des 17. Jahrhunderts bisher kaum beachtet. Die Forschung konstruierte die „Inkunabelphase“ der Zeitschrift in Deutschland vor allem als Geschichte des lateinischsprachigen Gelehrtenjournals (*Acta Eruditorum*, Leipzig 1682), der historisch-politischen Zeitschrift in deutscher Sprache (*Der Verkleidete Götter-Both Mercurius*, Nürnberg 1674) oder der frühen moralischen Wochenschrift (*Erbauliche Ruh-Stunden*, Hamburg 1676).

Dass Happels aus unterschiedlichsten, schier unerschöpflichen Quellen (mündlich als auch schriftlich) zusammengetragene, fortlaufende Wissenssumme bisher so gut wie nicht berücksichtigt wurde, liegt nicht zuletzt an der selektiv nach Geschmackskriterien verfahrenen Forschungspraxis, die Popularisierung stets mit Trivialisierung gleichsetzte. Mit Happel fielen andere Kompilationsschriftsteller aus der Kanonbildung, das gilt gerade auch für die Germanistik. Happels Oeuvre umfasst trotz der kurzen Lebensspanne weit über dreißig dickleibige Folianten,

<sup>5</sup> TSCHOPP, Silvia Serena: Popularisierung gelehrten Wissens im 18. Jahrhundert: Institutionen und Medien. In: Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft, hg. von Richard van DÜLMEN und Sina RAUSCHENBACH unter Mitwirkung von Meinrad von ENGELBERG, Köln u.a. 2004, S. 469-489, hier S. 486.

darunter etliche historische Romane. Auch durch deren Erfolge konnte Happel als einer der ersten freischaffenden „Scribenten“ des Reichs reüssieren. Er musste von den Erzeugnissen seiner Feder leben, schon das machte ihn anrühlich. Weil der fiktional-romanhafte Teil von Happels Werk nur überkommene Motive vergleichsweise phantasielos tradierte, war das Gesamtwerk des vielleicht erfolgreichsten Polygraphen des 17. Jahrhunderts bald vergessen. Aber auch die Romane Happels nehmen Rekurs auf die Wissenssituation ihrer Zeit, weil der Autor letztlich jede literarische Form als Vehikel und Schaubühne für vielfältige „curieuse“ Wissensdiskurse nutzt. Die gängige „Theatrum“-Metapher des 17. Jahrhunderts gewinnt hier an Anschaulichkeit.

Anders als die historische Presseforschung scheint die Literaturgeschichtsschreibung jetzt, 2005, die Ausklammerung der Kompilations- und Kuriositätenliteratur der Frühen Neuzeit rückgängig machen zu wollen<sup>6</sup> und der Forderung des Volkskundlers Rudolf Schenda nachzukommen, über die „hohe Literatur“ hinauszublicken und die facettenreichen Sammlungen von merkwürdigen Begebenheiten und wundersamen Entdeckungen in ihrer motivgeschichtlichen Bedeutung neu zu werten. Als Quelle der Geschichtswissenschaft ist Happels Wissensmagazin von barocken Ausmaß – die Akkumulationen der zuerst jeweils am Dienstag veröffentlichten Bogen der *Relationes* bringen es auf über viertausend Seiten – hingegen vor allem als Faktensammlung interessant. Der Autor macht seine Materien unter einer „Rhetorik des Tatsächlichen“ öffentlich. Und obwohl Happels Zeitschrift mit dem Blick auf die Konsumbedürfnisse der Zeit deutliche Züge von Sensationsschriftstellerei trägt, sieht sie die Varietät des repräsentierten Wissens ausdrücklich auf überprüfbarer, empirischer Grundlage, will das Überlieferte und bisher Geglaubte kritisch und skeptisch hinterfragen, zum eigenen Urteil anregen. Insofern lassen sich einerseits durchaus „protoaufklärerische“ Züge beobachten. Doch trotz eines vorrangig innerweltlichen Fokus der exzerpierten Stoffe und des hohen Gewichts der jungen experimentellen Naturwissenschaften, deren aktuellste Errungenschaften (Mikroskop, Teleskop) von Happel „kurtzweilig“ kommuniziert werden, behaupten andererseits Frömmigkeit, superstitio und der obligate Verweis auf den Schöpfer ihre Rolle. Als einer der ersten (Wissenschafts)Journalisten wusste Happel diesem Erwartungshorizont seiner Leser zwischen traditionellen Mentalitäten und Dynamisierung zu entsprechen.

Damit erscheinen die *Relationes* als charakteristisches Schwellendokument zwischen Spätbarock und Frühaufklärung. Happel entwirft ein virtuelles Inventar geographischer, demographischer, historischer, ethnographischer, naturwissenschaftlicher, magischer, wunderbarer, zwecklos schöner und nützlicher Materien aus den noch entlegendsten Gegenden der damals bekannten Welt. Wer des Latei-

<sup>6</sup> So wird im Juni in Reclams Digitaler Bibliothek Bd. 111 von Hans-Jörg UTHER die CD Merkwürdige Literatur. Eine Anthologie des Abseiten (Berlin 2005) erscheinen.

nischen nicht mächtig war und sich teure Bücher weder leisten konnte noch wollte, fand bei Happel führende wissenschaftliche Autoritäten in deutscher Sprache verfügbar gemacht. Das Werk des Universalgelehrten Athanasius Kircher (1602-1680), einer der faszinierendsten Persönlichkeiten des 17. Jahrhunderts, steht hier an erster Stelle. Das alles wird dezent moralisierend und verschiedene Positionen moderierend aufbereitet, ausgewählt und assoziativ verknüpft nach dem Kriterium des „Curieuses“: der regelrechte Hunger auf seltsame, bemerkenswerte, „denkwürdige“, vor allem aber rare und exotische Faktizitäten war nicht nur ein Grundzug des kollektiven Empirismus der Naturphilosophie. Der Erfolg von Happels Periodikum wurde vielmehr erst durch eine spezifische historische Konstellation möglich, in der sich Staunen und Neugier auf vielen Ebenen charakteristisch verknüpften. Ich möchte die systematische Inhaltsanalyse der ersten populärwissenschaftlichen Zeitschrift vor dem Hintergrund folgender wissenschafts- und kulturgeschichtlicher Zusammenhänge verstehen:

1. Zumindest kursorisch will ich die komplexe Geschichte der „Kuriosität“ und die tief greifende Transformation der „kognitiven Leidenschaft“ (Lorraine Daston) der Neugierde in der Frühen Neuzeit verfolgen. Im 17. Jahrhundert erlebte das „Curieuse“ in Titelvignetten geradezu eine Inflation und wurde nicht nur von Thomas Hobbes zur ersten der Leidenschaften erklärt. Über „Kuriosität“ zu sprechen oder zu schreiben, verwies immer auch auf eine Regulierung von Wissen und Verhalten. Im 17. Jahrhundert verwischten sich die überkommenen Grenzen von „hohem“ und „niederm“ Wissen. Das antike Entsetzen über die anmaßende und sündhafte Neugier blieb in der Konnotation des Begriffs jedoch spürbar, während die Neugier des 17. Jahrhunderts die Sinne des Philosophen regelrecht aufrüttelte und neue Modi des Blicks auf die natürliche Welt bereitstellte, die sich zunehmend von theologischen Beschränkungen emanzipierten.

2. Resultierte aus diesem „Kuriositäten“-Kult eine von Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts vor allem in fürstlichen Kreisen andauernde Begeisterung für Kunst- und Wunderkammern. Diese Erkenntnisorte sind als Kontext für die Untersuchung der *Relationes* deswegen viel versprechend, weil ich sie als das materielle Gegenstück zu Happels virtuell begehbarer Kunst- und Wunderkammer werten möchte. Verschiedene strukturelle Parallelen verdeutlichen dies: a) Ordnungsprinzip und Wissensorganisation der Objekte folgen ähnlichen Motiven, auf dem ersten Blick allein willkürlicher Anhäufung und nicht systematischer Sammlung. b) Jedoch entspringen beide „Kuriositätenkabinette“, selbst wenn in erster Linie das Abseitige und Spektakuläre als Exponat gesucht war, einer die Dinge emblematisch verknüpfenden Weltsicht. Happels Zeitschrift und die Wunderkammern gaben sich als Mikrokosmos und in Analogie zum kosmologischen Makrokosmos. Beiden Formen bildeten Wissensspeicher, die kein bewundertes Phänomen isoliert betrachteten und identische mediale Zwecke verfolgten: durch Befremdung und Überschreitung von Grenzbereichen zu belehren und durch

schnelle Konsumfähigkeit zu unterhalten. c) Beide Wissenssummen bilden deutliche Metaphern der geographisch-wissenschaftlichen Entgrenzung der alten Welt und sind d) ein beredtes Zeugnis von der herausragenden Stellung der Wunder und ihrer Bedeutungsveränderung in der damaligen Zeit<sup>7</sup>. Allerdings wären auch Differenzen zwischen virtueller und materieller Wunderkammer zu nennen – so verstand Happel sein Projekt nicht mehr als sozial exklusive Veranstaltung. Vielmehr sollte jedes Alter und jede Schicht aus dem Dargebotenen individuell und selektiv Profit ziehen.

3. Steht Happels Presserzeugnis im Kontext zweier weiterer Traditionen der Welterfassung: in dem der Enzyklopädie, der alphabetisch hierarchisierten Wissensvielfalt, und dem der Kosmographie, der systematischen Ordnung geographisch-ethnographischen Wissens. Beide Modelle antworteten ebenso auf die dringliche Zeitfrage, wie ein zunehmend grenzenlos wahrgenommener Mikrokosmos noch zu klassifizieren, wie innerhalb eines enorm gewachsenen Fach- und Erfahrungswissens überhaupt noch Orientierung zu leisten sei. Gegenüber der streng systematisch verfahrenen gelehrten Enzyklopädie markieren die *Relationes* eine weniger klare Wissensstruktur. Jedoch ist zumindest in den Zweijahresakkumulationen der Zeitschrift, die über alphabetische Register verfügen, eine Annäherung an die Abfragemöglichkeiten eines modernen Lexikons zu verzeichnen; auch arbeitet Happel mit Referenzlektüren, die intertextuelle Bezüge konstruieren. Vergleiche mit der kosmographisch-universellen Sammelkultur sind deswegen angebracht, weil sich unter Happels enzyklopädisch-historischen Publikationen auch eine kaum beachtete dreiteilige Kosmographie findet<sup>8</sup>. Zudem sind in den *Relationes* erste Ansätze der Ethnographie auszumachen.

4. Happel musste die Universitätslaufbahn aus finanziellen Gründen abbrechen. Trotzdem wird sein Selbstverständnis als Autor und Kompilator mit dem polyhistorisch-akademischen Gelehrtenideal und anderen „Vielschreibern“ der Zeit zu vergleichen sein. Auch hat der Versuch, das geistige Umfeld sowie Produktions- und Rezeptionsbedingungen der Zeitschrift zu rekonstruieren, Aspekte des veränderten Freizeit- und Konsumverhaltens und neben einer Sozialgeschichte des Wissens auch die des Lesens zu berücksichtigen. Geselligkeit und Lektüre im Barock folgten eigenen Mustern. Hier gilt es sicherlich, die besonderen Bedingungen einer schriftstellerischen Existenz im weltoffenen Hamburg in Rechnung zu stellen, das sich in jener Zeit zu einem Verschriftlichungszentrum aufschwang.

<sup>7</sup> Für diese Entwicklung und die genealogische Nähe von Wundern und Wissen ist das quellenreiche Standardwerk von Lorrain DASTON und Katharine PARK sehr aufschlussreich: *Wunder und die Ordnung der Natur*, Frankfurt 2002. Hier spielt auch die frühneuzeitliche Prodigienliteratur ihre Rolle.

<sup>8</sup> *Hapellii, Everhardi Gueneri: Mundus Mirabilis tripartitus: Oder Wunderbare Welt, in einer kurtzen Cosmographia fůrgestellet ...; mit vielen Kupff. u. schönen Fig. ... u. m. denckwürd. Exempeln u. Discursen erl., Ulm 1687-1689.*

Ziel des gesamten Vorhabens ist es, die mediale Innovation und Tradition in der ersten allgemeinwissenschaftlichen Zeitschrift durch eine genaue Analyse von Inhalt und Form herauszuarbeiten. Damit schlosse sich eine Lücke in der Betrachtung der Populärkultur des Barock und der „*Medienkulturgeschichte*“ (Werner Faulstich) des 17. Jahrhunderts. Happels *Relationes* bewiesen als Verständigungsmedium über wesentliche Konstituenten eines im Umbruch liegenden Weltbildes enormes Publikumsgespür. Weil die Zeitschrift kulturelle Identität und zunehmend differenzierter werdende Wissenskulturen in vielerlei Facetten kommunizierte und durch „Medienrealität“ gleichzeitig potentiell formte, ist sie weit mehr als nur von kurioseem Interesse.

*Ästhetisch-ikonographisches Feld***„Sakrale protestantische Bildkunst in der Reichsstadt Augsburg (1650-1750) – Festkultur und Kirchengestaltung“***Christiane Tegel*Zur Person:

Christiane Tegel, geboren am 01.05.1978 in Schrobenhausen, studierte von 1997 bis 2004 Kunstgeschichte mit den Nebenfächern Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Medienpädagogik (bis 2000 Neuere Deutsche Literaturwissenschaft im Hauptfach und Kunstgeschichte im Nebenfach) an der Universität Augsburg. Im Mai 2004 schloss sie ihr Studium mit der Arbeit „Ein ephemeres protestantisches Bildprogramm – Die Festdekoration vom 28.10.1753 zum 100-jährigen Kirchweihfest von evangelisch Heilig-Kreuz zu Augsburg“ ab. Seit Oktober 2004 ist sie Stipendiatin am Graduiertenkolleg unter Betreuung von Prof. Dr. Gabriele Bickendorf.

Projektbeschreibung:

In den ersten hundert Jahren nach dem Westfälischen Frieden hatte die Reichsstadt Augsburg, was protestantische Festkultur anbelangt, eine Sonderstellung.

Zwischen 1660 und 1753 entstanden hier Festdekorationen zu protestantischen Jubiläen, die thematisch eng mit Liturgie, Gebeten, Musik und Predigten der Gottesdienste verknüpft waren, so dass der Inhalt der Feierlichkeiten den Besuchern in multimedialer Art und Weise nähergebracht wurde. Die wichtigsten Elemente der ephemeren Ausstattungen wurden zudem nach den Jubiläen zur Erinnerung in Kupfer gestochen. Außerdem erschienen in Augsburg zum Reformationsjubiläum 1717 und zum Jubiläum der Augsburger Konfession 1730 zahlreiche Gedenkstücke und zwischen 1651 und 1789 insgesamt 138 Friedensgemälde. In keiner anderen Stadt im Deutschen Reich fand zwischen 1650 und 1750 eine so intensive Verbreitung von sakraler protestantischer Graphik statt, und der Aufbau von protestantischen Festdekorationen bildet zumindest im süddeutschen Raum eine absolute Ausnahme.

Zusätzlich wurden zwischen 1652 und 1748 alle protestantischen Kirchen in Augsburg um- oder sogar neugebaut und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vermehrt auch durch katholische Künstler ausgestattet. Die neuen Fresken, Empo-

renzyklen und Altäre wurden in den Predigten nach der Wiedereröffnung der Kirchen den Gläubigen ausführlich erklärt, um ein richtiges Verständnis zu garantieren.

Da sich die in der Bildkunst vorherrschenden Themen oft auch in Predigten, Katechismen oder Festschriften finden, muss man davon ausgehen, dass den Gläubigen bewusst wichtige Inhalte zu verschiedenen Anlässen und in unterschiedlicher Aufbereitung auch verbal nähergebracht wurden.

Ziel der Arbeit ist die Erfassung des Zusammenspiels der festen und ephemeren Kirchengestaltungen und der Gedenkgraphik in ihren Themen und ihrer Symbolik, um aus diesem Material vertiefte Aussagen zu den Strategien der Konfessionalisierung in Augsburg von protestantischer Seite her zu gewinnen.

Da sakrale Bilder immer auch Kommunikationsmittel sind und zugleich der Repräsentation des Glaubens dienen, ist auch die Frage nach ihrer Absicht und Wirkung zu stellen und ebenso die nach ihrer Rolle als Medium der Meinungs- und Wissensvermittlung für die evangelische Kirche.

*Administratives Feld***Zünfte auf dem Land – Korporative Lebensformen von Handwerkerkern in Dörfern und Märkten Ostschwabens in der Frühen Neuzeit***Dr. Johannes Mordstein*Zur Person:

Geboren 1967 in Wertingen; 1987 Abitur; 1988 bis 1999 Dipl.-Rechtspfleger (FH) an den Amtsgerichten München und Augsburg; 1992 bis 1998 Studium (Magister) der Fächer Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte, Mittelalterliche Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Augsburg; 1999 bis Mai 2003 Promotion im Fach Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte: „Die Judenschutzbriefe der Grafschaft Oettingen – Ein Herrschaftsmedium des frühmodernen Staates im Kommunikationsfeld zwischen

Landesherrn, Judengemeinden und christlicher Untertanenschaft“ (Betreuung: Prof. Dr. Rolf Kießling) im Rahmen des Graduiertenkollegs „Wissensfelder der Neuzeit“; Juni 2003 bis Dezember 2004 Mitarbeiter am Forschungsprojekt „Die ländlichen Zünfte im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandel der Vormoderne: das Beispiel Ostschwaben“ (Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte) und am Editionsprojekt „Reisen und Reisende in Bayerisch-Schwaben“ (Schwäbische Forschungsgemeinschaft Augsburg); seit 1.1.2005 Postdoktorand am Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit“

Projektbeschreibung:

Zünfte gehören zu den wichtigsten sozialen Korporationen der Frühen Neuzeit. Sie waren nicht nur wirtschaftliche Interessenvereinigungen, die die Belange der Gewerbetreibenden gegenüber Obrigkeit und Konkurrenten vertraten. In gleichem Maße waren die Handwerkerinnungen auch zuständig für die Ausbildung von Lehrlingen und Gesellen sowie für die Aufnahme neuer Meister. Die Jahrtage der Zünfte, Gottesdienste, Prozessionen und gemeinsame Mahlzeiten spielten eine maßgebliche Rolle im gesellschaftlichen Leben jeder Kommune. Gleichzeitig stellten die Handwerkerkorporationen Fürsorgeeinrichtungen dar, die sich um verarmte Zunftverwandte sowie um Witwen und Waisen verstorbener Meister kümmerten. Als Bruderschaften bestimmten sie das religiöse Alltagsleben ihrer

Mitglieder. Zünfte waren somit lebensprägend und -dominierend. Identität, Mentalität und Alltagsleben von Zunftgenossen und Nichtzünftigen unterschieden sich erheblich.

Die gewerbe- und geschichtliche Forschung wurde bislang fast ausschließlich von der städtischen Perspektive geleitet. Ob und inwieweit für Handwerker und Zünfte auf dem „flachen Land“ die gleichen Ergebnisse formuliert werden können, wurde kaum thematisiert. Erst in den letzten Jahren wurden in vielen Regionen des Alten Reiches Landhandwerker „entdeckt“, deren hohe Anzahl und Exportorientierung die Bildung von Gewerbelandschaften zur Folge hatte, zu denen etwa auch Ostschwaben zählt, wo das exportorientierte Weberhandwerk eine dominierende Rolle einnahm. Neben der landwirtschaftlichen Wirtschafts- und Lebensweise hatte sich somit auf dem Land eine gewerblich dominierte Lebensform etabliert, deren Gestalt und Ausprägung im Mittelpunkt des angestrebten Postdoktorandenprojekts stehen.

Auf Basis der im Rahmen des Forschungsvorhabens „Die ländlichen Zünfte im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandel der Vormoderne – das Beispiel Ostschwaben“ (Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte, Universität Augsburg) gewonnenen Daten sollen zwei wesentliche Aspekte der ostschwäbischen Zunftlandschaft analysiert werden. Ziel des ersten Schrittes ist es, auf der Basis des Herrschaftsmediums Zunftordnungen die Entwicklungstendenzen, Strukturen und Organisationsformen der Landzünfte im Untersuchungsgebiet zu beleuchten, um auf diese Weise Verbreitung, Bedeutung und Aktionsraum der ländlichen Handwerkskorporation für die Region abschätzen zu können. Daran anschließend werden ausgewählte wichtige Faktoren der handwerklich-zünftischen Lebensform auf dem Land (Handwerkerehre, Stellung der Zunft innerhalb der Gemeinde u. a.) ausgelotet, um dadurch die Frage nach einer zunft-eigenen Identität beantworten zu können.

Vergleichbare Themen werden derzeit auch auf deutscher und europäischer Ebene intensiv diskutiert. Studien zu Entwicklung und Struktur von frühneuzeitlichen Zünften in Westfalen, Österreich, der Schweiz, den Niederlanden, Ungarn, Schweden und anderen Ländern haben eine Vielzahl von unterschiedlichen Organisationsformen, Gründungsmotiven und Aufgaben handwerklicher Korporationen aufgezeigt. Eines der Hauptziele des Forschungsprojekts besteht daher darin, die Zunftlandschaft Ostschwabens in den deutschen und europäischen Kontext einzuordnen, um auf diese Weise Gemeinsamkeiten und markante Unterschiede herausarbeiten und das Untersuchungsgebiet im überregionalen Zusammenhang positionieren zu können. Zudem leistet die Fragestellung einen wichtigen Beitrag zu einigen derzeit intensiv geführten Forschungsdiskussionen auf nationaler und internationaler Ebene (z. B. Protoindustrialisierungsdebatte; Neubewertung der definatorischen Schwelle zwischen Stadt, Markt und Dorf in der aktuellen Städteforschung), in deren Argumentationen ländliche Gewerbetreibende und deren

zünftische Organisation zwar eine wichtige Rolle spielen, ohne dass bislang lokale und regionale Untersuchungen zu diesem Thema durchgeführt worden wären.

Prof. Dr. Michael Albrecht  
Universität Trier  
Fachbereich I – Philosophie  
54286 Trier

Dr. Manfred Keßler  
Schekenhoferstr. 7  
86609 Donauwörth

Prof. Dr. David Lederer  
National University of Ireland, Maynooth  
Department of Modern History  
Maynooth, Co. Kildare, Irland

Dr. Udo Roth  
Institut für deutsche Philologie  
Schellingstr. 3  
80799 München

Dr. Anke Sczesny  
Institut für Europäische Kulturgeschichte  
Universität Augsburg  
Eichleitnerstraße 30  
86159 Augsburg

Dr. Stefanie Stockhorst  
Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte  
Universität Augsburg  
Universitätsstraße 10  
86150 Augsburg

Professor Dr. Gregor Weber  
Lehrstuhl für Alte Geschichte  
Universität Augsburg  
Universitätsstraße 10  
86150 Augsburg

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber  
Institut für Europäische Kulturgeschichte  
Universität Augsburg  
Eichleitnerstraße 30  
86159 Augsburg